



# Batschkaer Spuren

Ungarndeutsche Nachrichten aus Baje/Baja

Nr. 60  
Juni 2020  
Jahrgang 16



*St. Michael Kirche in der einst donauschwäbischen Siedlung Hodschag/Hódság/Odžaci  
in der Südbatschka, heute Serbien*

Fotos: ManFred (2013)

## *Präsidium des Weltdachverbandes der Donauschwaben nach der Wahl 2016 in Werischwar*



*1.Reihe: v.l.n.r.: László Kreiszl, Viviane Schüssler, Christiane Neu, Anna Fernbach, Elisabeth Ziemer, Anton Baumann  
2.Reihe: v.l.n.r.: Josef Jerger, Jorge Karl, Stefan Ihas, Alexander May, Robert Filippi, Dieter Lütze  
Auf dem Foto fehlen: Johann Supritz, Bianca Ungar (Furak), Rose-Maria Hauer, Anna Martini und Manfred Mayrhofer.*



*Heimatmuseum in Entre Rios (Siehe dazu den Artikel auf Seite 6-7)*

## Geschichte

Am 4. Juni läuteten die Glocken im ganzen Land zum Gedenken an den 100. Jahrestag des Vertrags von Trianon. Wir haben einige, vielleicht weniger bekannte historische Fakten aus der Perspektive der Deutschen in Ungarn über Trianon gesammelt. Hoffentlich lernt man aus der Vergangenheit damit wir unsere gemeinsame Zukunft in Frieden, in Liebe und Zusammenhalt aufbauen können.

### 10 HISTORISCHE FAKTEN ÜBER TRIANON aus der Perspektive der Deutschen in Ungarn

- 1 Die ersten Ansätze zu einem **ethnisch definierten Gruppenbewusstsein** der Deutschen in Ungarn haben sich erst am Ende der Dualismusperiode entwickelt. Edmund Steinacker gründete 1906 die **Ungarländische Deutsche Volkspartei** ohne einen Anspruch auf Autonomie.
- 2 Dem **Magyarisierungskurs** des damals amtierenden Kultusministers **Apponyi** waren bis 1914 in Ungarn **über tausend Schulen** (90 Prozent) **mit deutscher Unterrichtssprache zum Opfer gefallen**. Deshalb drohte der deutschen Bevölkerung das Absinken ins Analphabetentum.
- 3 Der ungarische Staatsmann Graf **István Tisza** hatte bereits vor dem Ersten Weltkrieg eine gewisse **Bereitschaft** gezeigt, **den Magyarisierungskurs gegenüber der Nationalitäten zu mäßigen**: „Überlegen Sie gnädigerweise, welche riesige Verbitterung es (...) bei unseren Schwaben verursacht, dass ihre Kinder aufwachsen und nicht mehr deutsch schreiben und lesen können.“
- 4 Im Herbst 1918 kam es zur Spaltung der deutschen Bevölkerung mit Gründung zweier Volksräte. Am 1. November 1918 gründete **Jakob Bleyer** den **Volksrat der Deutsch-Ungarn**, wodurch von vornherein die siebenbürger Sachsen ausgeschlossen waren. Die Bewahrung der **Loyalität der Schwaben zu Ungarn** bei gleichzeitiger Förderung oder **Verbesserung ihrer Schulverhältnisse** bildete die Motivation für sein ethnopolitisches Engagement. Damit stieß er in den Kreisen der deutschstämmigen, mittlerweile magyarisierten Eliten auf breite Zustimmung.
- 5 Zehn Tage später entstand in Reaktion darauf der **Deutsche Volksrat für Ungarn**, in dem sich die siebenbürgisch-sächsischen Elite (unter **Rudolf Brandsch** und Rudolf Schuller) mit der Gruppe der südungarischen Schwaben (unter Stephan Kraft) und dem sozialdemokratisch orientierten Flügel (unter Viktor Knaller) vereinigte. Der Deutsche Volksrat **forderte politische Partizipation und Demokratisierung im Sinne des Selbstbestimmungsrechts**. Die Versammlung der **Siebenbürger Sachsen** in Mediasch am 8. Januar 1919 votierte für den Anschluss ihres Siedlungsgebietes an das Königreich Rumänien.
- 6 Unter der Károlyi-Regierung wurden **zum ersten Mal** in der ungarischen Geschichte den ethnischen Minderheiten **Kollektivrechte** eingeräumt und autonome Selbstverwaltungen zugestanden. Das am 28. Januar 1919 verabschiedete **Autonomiegesetz** sah eine gewählte deutsche Nationalversammlung vor, die über Kompetenzen im administrativen, schulischen und kulturellen Bereich verfügte.
- 7 Jakob Bleyer wurde am 15. August 1919 zum **Minister für Nationalitäten** in Ungarn ernannt. Die Erkenntnis, dass die ungarische Regierung ihn nur **„als Aushängeschild“** benutzt hatte, um mit seiner Hilfe eine ehrliche Nationalitätenpolitik vorzutäuschen und dadurch eine günstigere Grenzziehung zu erreichen, veranlasste Bleyer, am 26. November 1920 seinen Rücktritt zu erklären.
- 8 Die Deutschen wurden **nach Trianon die größte ethnische Minderheit in Ungarn mit 552 000 Personen** unter den verbliebenen 7,6 Millionen Einwohnern und machten somit rund sieben Prozent der Gesamtbevölkerung aus.
- 9 Die territoriale Aufteilung des Königreichs Ungarn hat **die Mehrzahl der deutschen Siedlungsregionen durchschnittlich**, ohne Rücksicht auf deren überlieferte Netzwerkstrukturen. Zum Beispiel die Gebiete **Batschka** und **Banat** wurden auseinandergerissen, obwohl sie bereits eine gewisse ethnische Trennlinien übergreifende **regionale Identität** besaßen.
- 10 Die ungarische Nation betrachtete sich als **Opfer der Politik der Nationalitäten und der Großmächte** und machte in erster Linie die nationalen Minderheiten für den Zerfall des Königreichs verantwortlich. Es gab so gut wie **keine selbstkritischen Stimmen**, die den Zusammenbruch mit der Politik der Unterdrückung der Nationalitäten und dem Magyarisierungsdruck in der Dualismus-Periode vor 1914 in Verbindung gebracht hätten.

#### Quellen:

Gerhard Seewann, Michael Portmann (2018): Donauschwaben – Deutsche Siedler in Südosteuropa.  
Gerhard Seewann (2012): Geschichte der Deutschen in Ungarn. Band 2: 1860 bis 2006

Leider. Wir sagen leider...

100 Jahre Friedensdiktat von Trianon – aus diesem Anlass veranstaltete neulich das Ungarnforschungsinstitut eine Online-Tagung. Gábor Horváth-Lugossy, Generaldirektor des Instituts sprach am Tag der Konferenz in der Morgensendung „Jó reggelt, Magyarország!“ („Guten Morgen, Ungarn!“) von Radio Kossuth über Referenten und Themen der Vortragsreihe. Die zu Trianon führenden historischen Zusammenhänge erörternd äußerte er sich über die Entvölkerung Ungarns nach der Türkenherrschaft sowie über die Behebung dieser damaligen Lage, wie folgt: „Leider – ich muss sagen, leider – entschied sich der Wiener Hof, also der kaiserliche Hof zur Ansiedlung, und rief Slowaken, Rumänen, Slowenen, Kroaten, Serben, Ruthänen und Deutsche nach Ungarn, also auf das Gebiet des Ungarischen Königreichs...“ Horváth-Lugossy betonte, die Ungarn hätten „versucht“, mit diesen Volksgruppen in „Frieden zusammenzuleben“, und gerade dies habe zur Zerstückelung Ungarns in Trianon geführt.

Wir halten feindselige, polemische Äußerungen wie diese für unakzeptabel. In keinerlei Kontext sind ähnliche Aussagen über die Nationalitäten, die durch ihre Tradition, Kultur, Muttersprache, Wertesystem und Arbeit zur vielfach betonten Vielfalt Ungarns wesentlich beigetragen haben, vertretbar. Und dass dies gerade bezüglich eines Themas aufgeworfen wurde, in dem es unter anderem auch über Ungarn geht, die in unseren Nachbarländern in Minderheit leben, ist äußerst bedauerlich und unwürdig. Wir hoffen durch unseren Einspruch zu erreichen, dass sich Gábor Horváth-Lugossy und ein jeder überlegt: Durch Äußerungen dergleichen werden Hunderttausende unserer Mitbürger, die stolz auf ihre Vorfahren und Kulturen sind, beleidigt. Leider. Wir sagen leider...

*Ibolya Hock-Englender, Vorsitzende der Landesselbstverwaltung der Ungarndeutschen und Emmerich Ritter, ungarndeutscher Parlamentsabgeordneter*

**Quelle:**

[www.facebook.com/Landesselbstverwaltung/](http://www.facebook.com/Landesselbstverwaltung/)

Quelle: <http://lenau.hu/de/historische-fakten-ueber-trianon/>



## Weltdachverband der Donauschwaben

WELTDACHVERBAND



DER DONAUSCHWABEN

### Die Donauschwaben

Die Donauschwaben sind der jüngst entstandene deutsche Volksstamm. Die deutschen Ansiedler kamen im 18. Jahrhundert aus vielen deutschen Sprachgebieten in die pannonische Tiefebene. Sie wurden gerufen, um eine öde Landschaft urbar zu machen. Ein Spruch sagt „nicht mit dem Schwerte, mit dem Pflugschar eroberten sie das Land“. Fast alle Nachbarvölker nannten sie immer schon „Schwaben“, ohne Berücksichtigung ihrer Herkunft und ihres Dialektes. Man lebte friedlich zusammen in einer toleranten Gemeinschaft und respektierte die Eigenart der Anderen. Nach dem Ersten Weltkrieg wurde das Siedlungsgebiet der „Donauschwaben“ auf die Länder Ungarn, Rumänien und das Königreich der Serben, Slowenen und Kroaten, später Jugoslawien aufgeteilt. Unter den neuen Landesherrn entwickelte sich die Kultur der deutschen Minderheit verschieden. In Rumänien gab es deutsche Schulen und Bildungsstätten. In Ungarn war man bestrebt alles zu magyarisieren und in Jugoslawien musste eine Stiftung gegründet werden um eine deutsche Lehrerbildungsanstalt gründen zu dürfen. Der Name „Donauschwaben“ wurde nachweislich 1922 zum ersten Mal erwähnt. Die schlechter werdende politische und wirtschaftliche Situation in den Heimatländern, war Grund für die erste Auswanderungswelle nach Übersee, meistens nach Amerika. Nach dem Zweiten Weltkrieg wurden unsere Landsleute schließlich durch Flucht und Vertreibung in der ganzen Welt zerstreut. Heute leben sie in den verschiedenen Staaten, zusammen mit fremden Menschen und Kulturen. Aber in all den langen Jahrzehnten haben sie ihre Identität bis heute bewahrt und so wird es bleiben, denn der Wahlspruch lautet:

*Ja, wir sind Donauschwaben, mit Herz und Schwung und Tradition. Wir bleiben Donauschwaben, egal in welcher Weltregion!*

#### Gründung des Weltdachverbandes der Donauschwaben 1954

Peter Max Wagner machte eine Anregung zur Gründung eines Dachverbandes.

[\(Information vom Dipl. Ing. Valentin Reimann 1983\)](#)

Die ursprüngliche Gedanken zur Gründung eines Weltdachverbandes stammten von Prof. Dr. Anton Scherer aus Österreich. Danach fanden viele Gespräche in Brasilien, den USA und Deutschland statt.

#### 1983

Am Rande des Donauschwaben Treffens in Ulm fand im Hotel „Sonnenhof“ eine Versammlung zur Gründung des Dachverbandes statt. Anwesend waren 23 Vertreter:

Christian L. Brücker – Bundesvorsitzender der Donauschwaben

Dr. Hans Sauter – Bundesvorsitzender der Ungarndeutschen

Dipl. Ing. Rudolf Reimann – DAG Vorsitzender aus Österreich

Ferdinand Lambert – Geschäftsführer DAG

Dipl. Ing. Valentin Reimann

Hans Huniar – Geschäftsführer der Banater Schwaben in Deutschland

Michael Konrad aus Cincinnati/USA

Jakob Wolf – Geschäftsführer Haus der Donauschwaben in Sindelfingen

Franz Mojse, Josef Kungl, Anton Fuchs

Schriftliche Zustimmungen lagen vor von den HOG's und den landsmannschaftlichen Verbänden in Kanada, Brasilien, Argentinien und Australien

Es wurde ein Dachverband der donauschwäbischen Landsmannschaftsorganisationen aus Europa und Übersee gegründet.

#### 1986

Versammlung in Cleveland/USA

Herr Christian Ludwig Brücker wird zum 1. Präsidenten gewählt.

#### 1988

Versammlung in Kitchener/Kanada

das neu entworfene Wappen des Weltdachverbandes wird vorgestellt.



Präsidenten des Weltdachverbandes

1986(Cleveland) bis 1992	<b>CHRISTIAN LUDWIG BRÜCKER</b> Gestorben 1992
1992 bis 1994 kommissarisch 1994 (Sindelfingen) bis 2002	<b>JAKOB DINGES</b> Gestorben 2018
2002 (Subotica) bis 2004	<b>Dipl. Ing. RUDOLF REIMANN</b>
2004 (Sindelfingen) bis 2008	<b>JOSEF JERGER</b>
2008 (Cleveland) bis 2012	<b>BERNHARD KRASTL</b>
2012 (Ulm) bis	<b>STEFAN IHAS</b>

**Sitz des Weltdachverbandes der Donauschwaben e.V. ist im Haus der Donauschwaben in Sindelfingen.**

Mitglieder des Präsidiums sind:

**Präsident:** Stefan Ihas, Deutschland

**Geschäftsführender Vizepräsident:** Josef Jerger, Deutschland

**Vizepräsidenten:**

Anton Baumann, Kanada

Robert F. Filippi, USA

Jorge Karl, Brasilien

László Kreis, Ungarn

Alexander May, Österreich

Christine Theresia Neu, Deutschland-Banater Schwaben

Johann Supritz, Deutschland-Donauschwaben

**Kassenwartin:**

Elisabeth Ziemer, Deutschland

**Schriftführerin:**

Anna Fernbach, Deutschland

**Vertreter der Jugend- und Trachtengruppen**

Europa – Bianca Sabrina Ungar, Deutschland

Nordamerika – Anna Martini, USA

Südamerika – Viviane Schüssler, Brasilien

**Kassenprüfer:**

Dieter Lütze, Österreich

Rose-Maria Hauer, USA

**Pressereferent (berufen, nicht gewählt)**

Manfred Mayrhofer

**Mitgliedsverbände des Weltdachverbandes:**

Hermann – Becker Stiftung, Argentinien

Verein der Donauschwaben in Süd Australien

Cooperativa Agraria Entre Rios, Brasilien

Landmannschaft der Banater Schwaben in Deutschland

Landmannschaft der Donauschwaben in Deutschland

Landmannschaft der Sathmarer Schwaben in Deutschland

Dachverband der Donauschwaben in Kanada

Landmannschaft der Donauschwaben in Kroatien

DAG – Donauschwäbische Arbeitsgemeinschaft in Österreich

Deutscher Humanitärer Verein „St. Gerhard“ in

Sombor/Serbien

Landesrat der Ungarndeutschen Chöre, Kapellen und

Tanzgruppen in Ungarn

Landesverband der Donauschwaben in den USA

*Stefan Ihas*



## Donauschwaben weltweit

### Heimatmuseum von Entre Rios

Wie haben die Donauschwaben in ihrer alten Heimat in Südosteuropa gelebt, gearbeitet, sich gekleidet? Welche Geräte standen ihnen zur Verfügung in Haus und Hof, bei der Landwirtschaft? Wie haben sie gewohnt, gefeiert und getrauert? Wie verlief der Lebensweg dieser Volksgruppe?

All dies sind Themen des Heimatmuseums von Entre Rios, das am 28. Oktober 1971 zur 20-Jahrfeier der Siedlung Entre Rios und der Genossenschaft Agrária in Brasilien gegründet wurde, um die Fakten einer ganzen Volksgruppe nicht in Vergessenheit geraten zu lassen.



*Auf dem Foto von den Mitarbeitern IMG sind von v.l.n.r. Anneliese Lemler, Roberto Essert, Josiane Richter (Direktorin der Leopoldine Schule in Entre Rios), Monika Klein, Lore Schneiders und Natália Sampaio.*

Das Heimatmuseum präsentiert das Ergebnis jahrzehntelanger Sammel- und Forscherarbeit, das auch in Ausstellungen bewundert werden kann. Objekte, wie Bilder, Trachten, Möbel, all das, was zum donauschwäbischen Alltag seit 1951 in Entre Rios gehörte, sogar Gegenstände, Dokumente und Kleidung, die aus Europa mitgebracht wurden, sollte gesammelt werden. Das Museum bietet den Besuchern ein Panorama voller Einzelheiten, die auch für die Zukunft erhalten bleiben. Ein Beispiel: Die traditionellen blauen Möbeln sind heute noch im Museum ausgestellt. Sie wurden aber nicht aus Europa nach Brasilien gebracht, sondern von Josef Hermann, der aus Beocin in Jugoslawien stammte, in Entre Rios angefertigt und von Maria Sposta, die aus Perjamos in Rumänien kommt, bemalt. Diese lebendige Geschichte wurde von nun an allen Besuchern gezeigt und nicht selten übernahm der damalige Agrária-Präsident Mathias Leh selbst die Führung und erklärte die ersten Einwanderungsjahre den interessierten ausländischen und heimischen Gästen.

Genau 20 Jahre lang, bis kurz vor der 40-Jahrfeier von Entre Rios, war das Museum im gleichen Gebäude untergebracht. Dann wurde ernsthaft ein Neubau diskutiert und man entschloss sich, das Museum im ehemaligen Verwaltungsgebäude der Agrária unterzubringen.

In den 80er Jahren führte man Interviews mit den donauschwäbischen Pionieren über die Flucht und Vertreibung durch.



Im Oktober 1989 wurde eine historische Abteilung gegründet. Die erste Aufgabe war nun, die historischen Dokumente der Genossenschaft Agrária und auch die Dokumente der fünf Ortsgenossenschaften zusammenzutragen, um ein vollständiges Archiv der Anfangszeit zu erhalten. Später, in den 90er Jahren, wurde diese Arbeit durch die historische Abteilung ausgedehnt, mit Interviews über die Dörfer, Bräuche, Sitten, über das Leben in Österreich und die Anfangsjahre von Entre Rios. So kam es auch zu weiteren Veröffentlichungen zur Geschichte der Siedlung.



Die aufbewahrten Objekte wurden im Laufe der Jahrzehnte von Menschen aus der Gemeinde von Entre Rios und vom Ausland gespendet und erhielten im Jahr 2012 zum dritten Mal eine neue Heimat. Als das Gebäude, in dem das Museum beherbergt war, nicht mehr den erforderlichen Bedingungen für die Sicherheit von historischen Objekten gerecht werden konnte, wurde im



Jahr 2010 der Bau eines neuen Museums beschlossen, das im Laufe des Jahres 2011 im Kulturzentrum Mathias Leh errichtet wurde.

Die Einweihung des Heimatmuseums während der Feierlichkeiten zum 60. Jahrestag von Entre Rios beendete die gut durchgeführte Arbeit und es begann ein neues Kapitel für die Erhaltung und Verbreitung der donauschwäbischen Geschichte.

Das Museum verwahrt historische Objekte und wertvolle Dokumente, die mit interaktiver Technologie in einer modern strukturierten Umgebung ausgestellt sind. Im ersten Jahr konnten 10.178 Besucher die moderne Struktur und die einzigartige Geschichte der Donauschwaben, vom 18. Jahrhundert in Südosteuropa, bis heute in Brasilien, sehen. Die Technologie ermöglicht es, dass während des Besuches, bis dahin dem größten Teil des Publikums unbekannt Videos gezeigt werden, wie beispielsweise die Flucht im Jahre 1944 und die Ankunft in Brasilien im Jahre 1951. Die Fotografien,

die die Geschichte der 1920er Jahre zeigen, haben den gleichen Zweck und bieten den Besuchern ein lebhafteres Erlebnis.

Das Heimatmuseum verfügt über neue eigene Räumlichkeiten und bietet interessante Einblicke, die bestätigen, dass die Geschichte vom einzigartigen Leben der donauschwäbischen Pioniere und ihrer Vorfahren bewahrt, dokumentiert und verbreitet wird.

#### Museum in Zahlen

- 40.000 historische Fotos
- 40.000 Negative
- 20.000 Bücher
- 300 CDs und Kassetten - Interviews mit Pionieren
- 5.000 Objekte
- 2.000 Kleidungsstücke
- Historische Dokumente seit dem Jahre 1774
- Zeitungsartikel seit 1951

*Roberto Essert*

## Prominente Heimatvertriebene

### *Donauschwaben/ Ungarn*

#### **Joschka Fischer, Bundesaußenminister - Donauschwaben / Ungarn**

Geboren ist Joschka Fischer (eigentlich Joseph Martin Fischer) 1948 in Gerabronn, Kreis Schwäbisch Hall, als Kind von Donauschwaben aus der Nähe von Budapest/Ungarn. Aufgewachsen ist Fischer in Fellbach-Oeffingen, das Gymnasium in Bad Cannstatt brach er ab ohne Abschluss; ab 1968 Wohnsitz in Frankfurt/Main. Er war nach 1968 Teil der (militanten) deutschen Studentenbewegung. Ausgeübte Berufe: Buchhändler und Taxifahrer. 1980 zog er für die Grünen erstmals in den Deutschen Bundestag ein. Fischer war Bundesaußenminister von 1998 bis 2005.

#### **Volker Kauder, CDU-Politiker - Donauschwaben / Ungarn**

Er ist 1949 in Hoffenheim/Sinsheim in Nordbaden geboren, und in Singen/Hegau aufgewachsen und zur Schule gegangen. Die Eltern von Volker Kauder stammten aus dem ungarischen Teil der Batschka, der später Jugoslawien zugeschlagen wurde. Der CDU-Politiker ist seit 1990 Mitglied des Deutschen Bundestags, und seit Dezember 2005 Vorsitzender der CDU-/CSU-Bundestagsfraktion. "Meine Eltern sind Vertriebene und ich bin das Kind von Vertriebenen, aber selbst kein Vertriebener". Er fühle sich dabei "als Deutscher in Europa", sagte er im Jahr 2010 in einem Interview.

#### **Heribert Rech, Innenminister - Donauschwaben / Serbien**

Der CDU-Politiker wurde 1950 in Östringen, Kreis Karlsruhe, geboren. Rech stammt aus einer donauschwäbischen Vertriebenenfamilie aus Parabutsch in der Batschka (im

heutigen Serbien). Rech war von 2004 bis 2011 Innenminister des Landes Baden-Württemberg, und dabei auch Landesbeauftragter für Vertriebene, Flüchtlinge und Aussiedler. Er ist seit 2013 Vorsitzender des Vereins "Haus der Donauschwaben". Das Haus der Eltern von Rech in Parabutsch lag cirka 10 km entfernt vom Haus der Eltern des späteren Freiburger Erzbischofs Robert Zollitsch im benachbarten Filipovo.

#### **Robert Zollitsch, Erzbischof - Donauschwaben / Serbien**

Der 1938 in Philippsdorf/Filipovo, nördlich von Belgrad geborene Nachfahre von Donauschwaben erlebte ab 1942 in einem rein deutschsprachigen Dorf die Herrschaft deutscher Besatzer. 1944 kamen die Russen, bei einer Massenerschießung wurden 212 Männer ermordet, darunter der zehn Jahre ältere Bruder von Robert Zollitsch. Nach Flucht über Ungarn und Wien kam er mit der Mutter nach Boxberg, Main-Tauber-Kreis. Ab 1946 lebte die Familie, mit dem aus Kriegsgefangenschaft entlassenen Vater, in Mannheim. Ab 2003 (bis 2013) war Zollitsch Erzbischof in Freiburg, ab 2008 (bis 2014) auch Vorsitzender der Deutschen Bischofskonferenz.

#### **Landeszentrale für politische Bildung Baden-Württemberg**

*Quelle: [https://www.landeskunde-baden-wuerttemberg.de/vertr\\_bekannt\\_gefluechtete.html?fbclid=IwAR1S3DPXVR64FWJdbrBZHJv9fQ3dTxcXAIke47IPzPS9CMDQTj9CA4wN](https://www.landeskunde-baden-wuerttemberg.de/vertr_bekannt_gefluechtete.html?fbclid=IwAR1S3DPXVR64FWJdbrBZHJv9fQ3dTxcXAIke47IPzPS9CMDQTj9CA4wN)*  
*aP8w*

## Diplomarbeiten

### *Diplomarbeiten an der EJF: Vergangenheit und Zukunft*

**Melinda Hammer** (Surgetin/Szederkény) und **Éva Weimert** (Willand/Villány) absolvierten ihr Studium im Juni 2020 in Baja an der Eötvös-József-Hochschule. Im August beginnen sie mit ihrer verantwortungsvollen Arbeit als frischgebackene deutsche Nationalitäten-Kindergartenpädagoginnen in Surgetin/Szederkény und Wetschesch/Vecsés.

Wir veröffentlichen einige Auszüge aus den Diplomarbeiten, die als Zeugen ausgeprägter Identität der heranwachsenden Jugendlichen entstanden sind und als nützliche Materialien der Traditionspflege in ungarndeutschen Kindergärten verwendet werden können. Diese Arbeiten umfassen Überlegungen den Bogen von der Theorie bis zur Praxis, so wurden Praxisteile während der 8-wöchigen-Praktika ausprobiert, erlebt und erfahren.

**Melinda Hammer** untersuchte ein wichtiges Thema des kulturellen Erbes der Ungarndeutschen in ihrem Heimatort und verteidigte ihre Diplomarbeit unter dem Titel

*Das Bauernhaus der Ungarndeutschen in Surgetin/Szederkény – Eine Projektarbeit im Kindergarten.*



Heute leben in Surgetin 1859 Einwohner. Im Dorf gibt es drei Kirchen, – zwei römisch-katholische und eine reformierte – einen Kindergarten und eine Grundschule. In beiden Einrichtungen gibt es deutsche Nationalitätenerziehung und Deutschunterricht. Surgetin hat eine deutsche Nationalitätenselbstverwaltung, die jedes Jahr verschiedene Programme für die Jugendlichen und die Bevölkerung des Dorfes organisiert.



Das ungarndeutsche Bauernhaus in Surgetin/Szederkény ist ein

Fachwerkhhaus und so eines der schönsten Bauwerke der Ungarndeutschen im Komitat Branau aus dem 18. Jahrhundert. Dieses Haus befindet sich in der heutigen Dózsa György Straße unter Nummer 4. Damals war diese Straße die Hauptstraße des Neudorfs nach der Besiedlung der Fuldaer Kolonisten. Dieses Bauernhaus wurde Anfang der 1790er Jahre gebaut. Das Alter wurde im Jahre 2005 mit der Methode Dendrokronologie, durch die Untersuchung des Holzmaterials festgelegt. Fachwerk ist eine Bauweise, bei der die Wände aus einem Gerippe von Balken bestehen, dessen Zwischenräume durch Mauerwerk (Ziegelsteine, Lehm) ausgefüllt sind. Der



Hausname dieses Surgetiner Hauses ist „Schreiners“ wegen des Handwerks des ehemaligen Eigentümers. Das Haus wurde auf einer Natursteingrundmauer und aus Lehm gebaut. Durch die Restaurierung im Jahr 2002 hat es den ehemaligen Grundriss und einige Einrichtungsgegenstände wiederbekommen: die drei Fensterladen, den offenen Rauchfang und den quadratischen Backofen. Das für die Ungarndeutschen typische Haus besteht aus zwei Zimmern, aus einer Küche, zwei Kammern, einem Keller und aus Nebengebäuden.



In der Arbeit geht es um die Vorstellung des Fachwerkhauses

mit seiner Einrichtung in seinem heutigen Zustand, aber auch um die Identitätsmerkmale der Ungarndeutschen sowie um die Durchführung des Bauernhausprojekts im Rahmen einer Nationalitätenwoche im Surgetiner Kindergarten.

Das Ziel mit diesem Projekt war, dass die Kinder durch das Kennenlernen des Bauernhauses in ihrem Heimatort der Vergangenheit und der Lebensweise der Ungarndeutschen und ihrer Vorfahren nähergebracht werden. Sie konnten die materielle und geistige Kultur der örtlichen Ungarndeutschen kennenlernen, Erfahrungen sowie Erlebnisse über ihre Sitten und Bräuche sammeln.

**Éva Weimert** beschäftigte sich in ihrer Diplomarbeit mit der Esskultur der Ungarndeutschen sowie mit ihrer Vermittlung an die junge Generation in der ersten Bildungsphase. Der Titel ihrer Forschung ist:

*Die Bearbeitung der ungarndeutschen Essgewohnheiten im Kindergarten*

Die zwei Schlüsselwörter, die die ungarndeutsche Küche am besten charakterisieren, sind Sparsamkeit und Einfachheit. Da sich die meisten Ungarndeutschen mit Feldarbeiten beschäftigten, bauten sie die Lebensmittel für sich selbst an. Was sie selbst nicht produzieren konnten, waren billig erreichbare Produkte, wie zum Beispiel das Mehl. Es wurde 2-3-Mal in der Woche irgendeine Mehlspeise angefertigt. Wenn nicht ein Gebackenes, dann etwas Gekochtes wurde auf den Tisch gestellt, wie Nockerln, Nudeln oder Knödel. Sie wurden vor allem mit Kartoffeln, Nuss, Mohn, Grieß oder Bohnen zubereitet. Außer den Mehlspeisen waren aus Kraut, Kartoffeln und Bohnen zubereitete Speisen im Leben der Ungarndeutschen wichtig. Daraus kochte man oft Gemüse. Sie funktionierten damals als Hauptgerichte und wurden mit Brot oder Mehlspeisen serviert. Wenn die Ungarndeutschen Fleisch aßen, war es am meisten geräuchertes Schweinefleisch.

welchen Lebensmitteln man das Mittagessen anfertigen soll. Infolgedessen bekamen die Tage folgende Namen:

**Montag – Nudeltag, Dienstag – Krauttage, Mittwoch – Fleischtag, Donnerstag – Knödeltage, Freitag – Bohnentage, Samstag – Kartoffeltage, Sonntag – Feiertag.**

Nach der Meinung der Verfasserin kann man heute als Folge der Globalisierung und der Assimilation aus einer breiten Auswahl von Lebensmitteln und Gerichten wählen. So



erscheinen die einfachen ungarndeutschen Speisen immer weniger auf dem Tisch der Familien, viele kennen die traditionellen Rezepte nicht mehr. Die neulich erschienenen ungarndeutschen Rezeptbücher können aber dafür eine Lösung bieten. Die Rezeptbücher (aus Gereschlak/Geresdlak, Hartau/Harta, Tschasartet/Császártöltés usw.) beinhalten die Geheimnisse unserer Vorfahren und so die örtlichen ungarndeutschen Essgewohnheiten.



Die Ungarndeutschen hatten laut Anna und Katharina Wild eine festgelegte Speiseordnung. Für jeden Tag war es bestimmt, aus

Nicht nur die ungarndeutschen Bräuche, Gewohnheiten – so auch die Essgewohnheiten – der Ungarndeutschen verschwinden bald mit der Zeit, sondern leider auch die Dialekte der deutschen Volksgruppe. Hier finden wir nach Éva Weimert eine kleine Kostprobe für zwei charakteristische Gerichte, wie Bohnensuppe und Schupfnudeln aus den Rezeptbüchern der verschiedenen Regionen. Merkmale der bairisch-schwäbisch-pfälzisch-fuldischen Mischmundarten können zum Beispiel beim Vergleich sowohl im lexikalischen Bereich, als auch in der Phonetik beobachtet werden.



<i>Name des Gerichts in Hochdeutsch</i>	<b>Gereschlak</b>	<b>Wetschesch</b>	<b>Hartau</b>
Bohnensuppe	Pohnesoppe	Fizaujnszupn	Phonesup
Schupfnudeln	Schupnull	Sufnül	Puve Spitsche



In der Forschung wurden zwei Fragebogenerhebungen (eine im Kreise der Eltern eines deutschen Nationalitätenkindergartens und die andere im Kreise der Kindergärtnerinnen) durchgeführt, durch die man Antworten auf wichtige Fragen bekommen konnte, wie z. B.:

- die meisten Eltern konnten Eigentümlichkeiten, Speisen der ungarndeutschen Küche aufzählen, aber nur circa 40,4% der Probanden kochen/backen die traditionellen Gerichte zu Hause,
- ungefähr 38% der Eltern pflegen die ungarndeutschen Sitten und Bräuche in der Familie zu Hause überhaupt nicht,
- aber 78,7% der Eltern halten es für wichtig, dass ihre Kinder im Kindergarten die ungarndeutschen Gewohnheiten kennenlernen.

Daraus ergibt sich, dass ca. 80% der Eltern die Traditionspflege von dem Kindergarten erwarten. Demnach haben Bildungseinrichtungen äußerst verantwortungsvolle Aufgaben im Zusammenhang mit der Pflege ungarndeutscher Traditionen. In der Arbeit wurden wichtige Bearbeitungsmöglichkeiten des Themas im Kindergarten als Projekt- und Stationenarbeit gesammelt, die während eines Praktikums auch ausprobiert wurden.

*Zusammengestellt von MJM*

### ***Geistesblitze von Jakob Ternay***

***Mit jedem Fortschritt in der Liebe weicht der Hass in der Welt ein wenig zurück.***

***Das Gesicht der Welt wird sich erst dann grundlegend wandeln, wenn wir alle Menschen menschlich behandeln.***

***Erst wenn jeder sein Bestes tut, sind wir füreinander gut genug.***

***Niemand kann auf die Dauer auf großem Fuß leben, ohne den anderen auf die Zehen zu treten.***

## Wissenswert

## Wer hätte gedacht, am 23. Mai passierte so einiges

Die Spuren der deutschen Vergangenheit der Hauptstadt konnte man im Rahmen der Programmreihe *Zentrum-Programme im HdU* letztes Jahr so [im Frühjahr](#), wie auch [im Herbst](#) während eines Stadtpaziergangs in der Innenstadt und Leopoldstadt mit dem Historiker István Soós kennenlernen. Dabei ging es auch darum, dass infolge des im 19. Jahrhundert beginnenden ungarischen Nationalismus und der – oft freiwilligen – Assimilation der Deutschen diese Spuren bis zu den heutigen Tagen fast unbemerkt wurden. Bei beiden Programmen ging es um die neuzeitliche „ungarndeutsche Vergangenheit“ der Stadt. Natürlich wurde aber auch erwähnt, dass die Hauptstadt früher, so auch die mittelalterliche Hauptstadt Ofen überwiegend von wohlhabenden deutschen Bürgern, den Patriziern, verwaltet wurde. Die nationalen Bewegungen der Ungarn entfalteten sich erst im 19. Jahrhundert. Aus dem Mittelalter sind national gefärbte Auseinandersetzungen weniger bekannt, denn damals zählten eher die auf die Gesellschaftsklassen bezogenen oder konfessionellen Unterschiede.



So ist es hochinteressant, dass genau an diesem Tag, am 23. Mai 1439 eine ungarische Volksbewegung gegen die deutschen Patrizier der Stadt begann, die die Ermordung des Anführers der ungarischen Zunftbürger, János Ötvös, ausgelöst hatte. Die Stadt Ofen wurde vom Richter und einem aus 12 Geschworenen bestehenden Rat geführt. Bis zum Ausbruch der ungarischen Volksbewegung bestand der Stadtrat überwiegend aus deutschen Bürgern und die Stadt wurde meistens von einem deutschstämmigen Richter geführt. Die Stadtverwaltung und damit die Macht war also in den Händen der deutschen Bürger. Ötvös hatte seine Stimme dagegen erhoben, wonach er ermordet wurde. Infolge des Aufstands bestand die eine Hälfte des Stadtrats aus Deutschen, die andere aus Ungarn, und ab diesem Jahr wählte man jährlich abwechselnd einen ungarischen und einen deutschen Richter. Im Gegensatz zu diesen Geschehnissen wurde das städtische Leben noch lange wesentlich von den Deutschen geprägt. Die mittelalterliche „deutsche Geschichte“ von Ofen endete mit der

Türkenherrschaft. Die deutschen Bewohner der Stadt standen auf der Seite des Habsburgerkönigs Ferdinand I., und Johann I. (Szapolyai) nahm mit der Unterstützung der Türken am 8. September 1529 das von deutschen Söldnern verteidigte Ofen ein, wonach die deutschen Bürger aus der Stadt von ihm ausgewiesen wurden.



Die „ungarndeutsche Geschichte“ der Stadt begann als Ungarn 1686 von der Türkenherrschaft befreit wurde und Ofen sowie weitere Teile Ungarns von deutschen Kolonisten neu besiedelt wurden, die die Geschichte des Landes weitgehend verändert haben.

Ohne die Ansiedlung der Deutschen wäre vielleicht auch das legendäre Fußballspiel Ungarn gegen England im Volksstadion in Budapest, vielleicht anders ausgegangen.



Das vor 66 Jahren, 1954, genau am 23. Mai stattgefundenen Treffen gewann die ungarische Mannschaft 7:1, was überwiegend dem weltbekanntesten ungarischen Halbstürmer, Ferenc Puskás – auch Namensgeber des erneuerten Volksstadions – zu verdanken ist. Als ungarische Staatsbürger können wir auf sein Lebenswerk sehr stolz sein. Als Ungarndeutsche können wir uns aber doppelt so stolz fühlen. Denn er war väterlicherseits deutscher Abstammung und wurde als Ferenc Purczeld am 1. April 1927 in Kleinpesth immatrikuliert. Die Familie war sehr arm und um den Lebensunterhalt zu sichern, ließ der Vater, – der auch als Fußballtrainer arbeitete – als er dazu aufgefordert wurde, den Namen magyarisieren. So hieß ab 1937 auch sein Sohn Puskás, der mit diesem Namen weltberühmt wurde. Da er sehr talentiert war, fing seine Karriere sehr früh an, so wurde seine Spitzname „Öcsi“ (kleiner Bruder). Davor aber nannte man ihn wegen seiner Herkunft auch „Sváb“ (Schwabe).

Születési anyakönyvi kivonat.				
A születés ideje (v. hó, nap)	A gyermek utóneve, neme, vallása	A szülők		
		családi és utóneve, állása (foglalkozása), lakóhelye	vallása	életkor
1927. okt. h. 1.	Ferenc	Purczeld Ferenc lakatos segéd	r. kat.	24
1927. okt. h. 1.	fiú	Biro Margit	r. kat.	23
1927. okt. h. 1.	r. kat.	Budapesti út József u. 14.	r. kat.	24

Es ist hochinteressant, dass auch 2020 fast in allen Ecken der Welt der Name Puskás bekannt ist. Ein jeder weiß, und nicht nur die aus den älteren Generationen, dass es beim Gespräch

über Fußball bei der Erwähnung von Puskás um einen hochbegabten und weltberühmten ungarischen Fußballspieler geht, dessen Name nicht nur den Fußballfans bekannt klingt. Vermutlich wissen aber nur die Wenigsten, dass er ungarndeutscher Abstammung war und ursprünglich einen deutschen Name hatte.

Ohne die Ansiedlung der Deutschen wäre Ungarn einer Weltberühmtheit weniger und ohne die Magyarisierung in den 1930er Jahren würde heute der bekannteste ungarische Familienname in der Welt nicht Puskás, sondern Purczeld lauten.

Nándor Frei

Quelle: Zentrum

## Sammlung

### Haja, baja, Khessje...

### Kinderreime, Kinderlieder und Kinderspiele aus Gereschlak

Gesammelt, bearbeitet und herausgegeben von Maria Erb und Margit Schulteisz (2019)

### Wiegenlieder Schlaflieder

Schlaf Kindchen, schlaf,  
der Vater hütet die Schaf,  
die Mutter hütet die Lämmerchen,  
unter den kühlen Bäumchen  
Schlaf Kindchen, schlaf!

Schlof, Khengje, schlof,  
tr Votr hit-ti Schof,  
ti Mottr hit-ti Lämmerje,  
enge-dr khihle Pämerje,  
Schlof, Khengje, schlof!

Schlaf Kindchen, schlaf,  
so schenke ich dir ein Schaf,  
mit einer goldenen Schelle fein,  
das soll dein Spielgeselle sein  
Schlaf Kindchen, schlaf!

Schlof, Khengje, schlof,  
so schenk ich-tr e Schof,  
mit anr koldne Schelle fein,  
tes soll tei Spiegelgeselle sein,  
schlof, Khengje, schlof!

### Beziehung zur Natur

Wuri, wuri, Gänse,  
wackelt mit den Schwänzen,  
wollt ihr wissen, wer ich bin?  
ich bin die Frau Königin,  
ihr seid meine Kinder gi-ga-ga.

Wuri, wuri, Gänse,  
wocklt mit-tre Schwänze,  
wollt-ihr wesse, wer ich sen?  
Ich sen ti Fra Khenigin,  
ihr seid mai Kheng, gi-ga-ga.



## Lebensgeschichte aus der Südbatschka

### Tony Gertner Im Schmelzofen des Elends Folge 7-8

Der Autor erzählt in seinem Bericht ausführlich, wie er Ende des Zweiten Weltkrieges zur Zwangsarbeit in die Sowjetunion verschleppt wurde. In Batschkaer Spuren Nr 59 erschien bedauerlicherweise eine spätere Folge der Geschichte. Wir korrigieren den Fehler und bringen die nächsten drei Folgen in der richtigen Reihenfolge.

#### KAPITEL DREI

##### Zavod Rembaza

Nach einer ungefähr vierstündigen Fahrt hielten wir in der Nähe einer friedlichen Bauerngemeinde. Vor uns stand ein furchteinflößender Metallzaun, der mit Stacheldraht gekrönt war. Im vom Zaun eingefassten Bereich stand ein halbes Dutzend Zelte – fünf oder sechs kleine und ein großes. Die Hoffnung, wir würden freigelassen, versiegte sofort. Wir hatten keine Ahnung, was wir hier sollten, aber der Sicherheitszaun machte deutlich, dass unsere Begegnung mit der Zwangsarbeit noch nicht vorbei war.

Zehn bis fünfzehn Gefangene wurden jedem Zelt zugeteilt. Meine Kerngruppe von fünf engen Freunden wurde demselben Zelt zugeteilt. Die provisorische Unterbringung wies darauf hin, dass dieses Lager nur zeitweilig bestehen sollte. Es wäre unmöglich, den ukrainischen Winter in einem Zelt zu überleben, es sei denn, man bekäme sehr warme Kleidung.

Nach ungefähr einer Stunde rief uns eine Wache zur *proverka*, indem er einen stählernen Stab gegen ein schweres Eisenstück schlug, das von einem Pfosten hing. Nachdem wir uns versammelt hatten, wurde uns gesagt, der Zweck dieses Lagers sei, für eine der riesigen staatlichen Kollektivfarmen in der Gegend Ställe zu bauen. Diese Farmen nannte man Sowchosen, und viele erstreckten sich über tausende von Joch. Kollektivfarmen repräsentierten das Wesen der kommunistischen Philosophie. Die Regierung hatte das ganze Land in ihren Besitz genommen und die Bauern angewiesen, ausreichend Lebensmittel zu produzieren, um die ganze Nation zu ernähren.

Die „Einer für alle und alle für einen“-Theorie der Sowchosen sah auf dem Papier gut aus, bedeuteten aber in der Praxis simple Ausbeutung. Wie immer man es wendete, Lenins vielgerühmtes Proletariat musste die ganze Arbeit machen. Es war traurig, daran zu denken, dass so viel schönes Land von Stalin kontrolliert wurde. Und besonders dieses Land. Während des Zweiten Weltkrieges war die Ukraine Frontgebiet. Stalin ließ Bauernhöfe niederbrennen, damit die Deutschen keinen Nutzen aus ihnen ziehen konnten. Es interessierte ihn nicht, dass dies für unzählige Ukrainer zum Hungertod führte.

Nach dem Standardabzählen stellte der Lagerkommandant eine Frage, die Musik in meinen Ohren war: Er fragte, ob sich jemand mit Pferden auskenne. Es heißt zwar, man solle sich in

der Armee niemals freiwillig melden, aber in einem Arbeitslager kann es nicht schaden. Wofür immer man sich freiwillig meldete, es war vermutlich besser als alles, was man sonst tat. Ich bot mich oft an, wenn die Russen einen Freiwilligen suchten, und in diesem Fall war ich perfekt für die Arbeit.

Ich hob die Hand. Einer der Offiziere des Kommandanten musterte mich und kam schnell zu dem Schluss, ich sei zu jung. Ich sagte ihm, dass ich seit meinem siebten Lebensjahr mit Pferden gearbeitet hatte und jede Arbeit bewältigen konnte. Der Offizier stellte mir einige Fragen. Bald hatte ich ihn mit meinem Pferdeverstand beeindruckt. Ich wurde aus den Reihen genommen.

Der Offizier befahl mir, ihm zu der Küche zu folgen. Die kleine Ziegelküche war das einzige dauerhafte Gebäude in diesem Lager. Sechs junge moldawische Frauen im Alter von 18 bis 20 arbeiteten hier. Der Offizier sagte ihnen, ich würde für sie arbeiten, und dass sie mir meine Arbeit zu erklären hätten. Die Mädchen schienen erfreut, dass ihnen erlaubt wurde, mit einem schwäbischen Gefangenen zu reden.

Da er bemerkte, dass ich kaum noch mehr als Haut und Knochen war, entschied der Offizier, dass als erstes auf der Geschäftsordnung stand, mir etwas zu essen zu geben. Die Frauen willigten ein und brachten mir Suppe und Brot. Dann wurde mir erklärt, meine Arbeit bestehe darin, täglich das ganze Wasser und alle Essensrationen von den entfernten Teilen der örtlichen Sowchose zu der Lagerküche zu bringen.

Ich war da in etwas hineingestolpert, das einfach die beste Arbeit in diesem Lager sein *musste*. Meine Pflichten ließen mir unglaubliche Freiheiten. Von keiner Wache beaufsichtigt, ging ich jeden Morgen eine Meile zu einem Stall, in dem ein Pferd auf mich wartete. Manchmal musste ich früher gehen, um das Pferd zu füttern und mit Stroh abzureiben. Sechs oder sieben Mal täglich ritt ich zu einer Quelle, die etwa eine Meile vom Lager entfernt war, und füllte ein Fass von etwa einem viertel Kubikmeter mit Wasser. Dann beförderte ich dieses Fass zum Lager. Die Quelle lag in einer so tiefen Schlucht, dass ich manchmal meinem Pferd helfen musste, die Last den Berg hochzuziehen, indem ich mich hinter das Faß begab und schob. Am späten Nachmittag holte ich mit einem der Mädchen



Lebensmittel für die Mahlzeiten des nächsten Tages. Schließlich brachte ich das Pferd in seinen Stall zurück und ging zurück ins Lager.

Es war harte Arbeit, aber nicht annähernd so hart wie die Arbeit, die den anderen Gefangenen zugewiesen wurde. Sie waren zur rückenbrechenden Bauarbeit zurückgekehrt. Ich war erleichtert, dass keiner der anderen Burschen auf mein Glück eifersüchtig war. Sie waren ehrlich froh, dass ich eine Arbeit gefunden hatte, die ich bewältigen konnte. Sie freuten sich, mich auf meinem treuen Ross herumtrotten zu sehen, und manchmal genoss ich es, ohne Sattel am Lager vorbeizugaloppieren, wenn meine Kameraden in Reih und Glied im Arbeitskommando standen.

Wenigstens einmal übertrieb ich damit, die anderen mit meinen Reitkünsten beeindrucken zu wollen. Eines Nachmittags, als sie auf der Baustelle arbeiteten, galoppierte ich stolz auf meinem Pferd vorbei. Es war eine kleine Stute, die nur selten einen unerwarteten Tritt tat. An diesem Tag jedoch wendete sie scharf nach links und überraschte mich völlig. Ich fiel vom Pferd und schlug auf dem Boden auf. Als ich aufblickte, war das Pferd bereits Dutzende von Metern entfernt. Ich sah mich um und bemerkte, dass nur ein paar Burschen Augenzeugen meiner Demütigung geworden waren. Am Abend wusste dennoch das ganze Lager davon, einschließlich des Kommandanten und der Mädchen in der Küche. Wochenlang wurde ich damit aufgezogen.

Meine Arbeitstage waren lang, aber ich machte gern, was ich tat, und fühlte mich anerkannt. Nachdem man mich in *Dobropolye* so lange wie Abschaum behandelt hatte, war dies völlig unerwartet. Die Leute, die in den Ställen und in der Küche arbeiteten, waren sehr nett zu mir. Ich konnte das Lager ohne Erlaubnis verlassen, wann immer ich wollte. Die Wachen vertrauten mir, dass ich am Abend zu meinem Zelt zurückkehren würde. An der morgendlichen oder abendlichen *proverka* nahm ich normalerweise nicht teil.

Alle Gefangenen mochten das temporäre Lager. In Anbetracht dessen, was wir durchgemacht hatten, war es wie ein Sommerurlaub. Der russische Kommandant war ein entspannter Mann, und die moldawischen Mädchen taten ihr Bestes, um uns gut zu ernähren. Es war wunderbar, viel zu essen zu haben, aber unerwarteterweise war es auch gefährlich. Wenn man monatelang mehr oder weniger gefastet hat, muss man vorsichtig sein und nicht plötzlich in Köstlichkeiten schwelgen. Ich war vor allem dieser Gefahr ausgesetzt, weil ich mehr Zugang zu der Küche hatte als die anderen Gefangenen.

Dies wurde durch fetten Schinken, den mir das Küchenpersonal als Extraüberraschung gab, demonstriert. Der Schinken führte bei mir zu fürchterlichem Durchfall. Durchfall ist für Unterernährte oft tödlich. Ich verlor so viel Körperflüssigkeit, dass ich zu schwach zum Stehen war. Die Lage war so ernst,

dass Hans mir später sagte, er habe alle Hoffnung auf mein Überleben aufgegeben. Dankenswerterweise gelang es den moldawischen Frauen, die in der Küche arbeiteten, mich in ungefähr einem Monat gesunden zu lassen. Sie fütterten mich mit dem Löffel. Das war wohl das Mindeste, was sie tun konnten, nachdem sie mich mit dem unheilbringenden Schinken gefüttert hatten.

Das Wetter begann kalt zu werden. Meine Kameraden hatten auf der Sowchose viele neue Ställe gebaut, und ich hatte alles gemacht, was von mir erwartet worden war. Unsere Saisonarbeit war getan. Uns wurde befohlen, uns zur Überstellung in ein anderes Lager fertig zu machen. Der bloße Gedanke daran bereitete uns Angst. Einmal mehr würden wir uns daran gewöhnen müssen, uns in langen Schlangen für schlechtes Essen anzustellen und unter furchtbaren Bedingungen zu hart arbeiten zu müssen. Es war eine schmerzliche Enttäuschung, die relative Behaglichkeit und Freiheit des Zeltlagers zu verlassen. Das Moldauer Küchenpersonal gab mir ein kleines Lebensmittelgeschenk. Es war sehr hart, sich von diesen herzlichen Frauen zu verabschieden.

Die Studebakers rollten ins Lager und wir setzten uns wie befohlen in Bewegung. Nur ein paar Stunden entfernt gab es eine Stadt mit dem unheilsverkündenden Namen *Stalino*. Diese Stadt beherbergte ein Glied in der langen Gulag-Kette, das *Zavod Rembaza*, das heißt „Fabrik von Rembaza“, genannt wurde. Da Gefangene immer nur so viel Information bekamen, wie unbedingt nötig war, wurde uns nicht erklärt, was *Rembaza* bedeutet. Ich nehme an, es hatte etwas mit dem Militär zu tun, weil *baza* Russisch für „Basis“ ist.

*Zavod Rembaza* war angelegt wie die anderen völlig überfüllten Arbeitslager. Es gab das übliche Wächterhaus neben dem Vordertor und Wachtürme an jeder Ecke des Sicherheitszauns. Innerhalb der Umzäunung gab es nur drei rechtwinklige Gebäude, jedes davon dreistöckig. Die Küche und die Messehalle waren im Keller eines dieser Gebäude untergebracht. Wir 100, die wir in der Sowchose gearbeitet hatten, mischten uns unter die größere Gefängnisbevölkerung von *Rembaza*.

Das neue Lager enthielt etwa tausend Gefangene. Viele Nationalitäten waren vertreten. Wir waren nicht mehr nur mit anderen Volksdeutschen aus der Wojwodina vergesellschaftet. Von nun an verkehrten wir mit Rumänen und Bulgaren und Kroaten. *Rembaza* war eine Art Vereinte Nationen der Arbeitslager. Wir waren im Elend vereint.

Meiner Kerngruppe gelang es einmal mehr, zusammen zu bleiben. Wir wurden im zweiten Stock des Zentralgebäudes einquartiert. Wie zuvor wurden zuviele von uns in kleine, schlecht gelüftete Räume mit wackligen Holzpritschen gepfercht, aber meine Gruppe hielt sich noch für glücklich: die



Messehalle war im Keller unseres Gebäudes und die Latrine befand sich in der Nähe. Wir würden wie in *Dobropolye* drei Mahlzeiten täglich erhalten. Wir würden in einem Badehaus ungefähr eine halbe Meile vom Lager einmal im Monat duschen und entlaust werden.

Ein Offizier erklärte während des Appells, dass der ausdrückliche Zweck unseres Hierseins sei, eine Maschinenfabrik, die im Krieg zerstört worden war, wieder aufzubauen. Die Ukraine war als Agrarregion bekannt, aber ich hatte nicht gewusst, dass es hier so viel Kohle gab.

Wir wurden in Brigaden von 40 bis 45 Mann eingeteilt. Russische Aufseher brachten die Brigaden jeden Morgen hinaus und sagten uns, was an diesem Tag zu tun war. Am Anfang wurden wir alle *chorny rabochi* oder „Drecksarbeiter“ genannt. So nannten die Russen ungelernte oder physische Arbeiter. Unsere einstweilige Funktion war, die Fabrik einfach von dem Schutt und den beschädigten Teilen zu befreien. Dies war in der Tat Drecksarbeit. Ich frage mich wirklich, ob es irgendeine Arbeit auf der Welt gibt, die dreckiger ist, als ein Gebäude auszuweiden, das mit Granaten beschossen worden und ausgebrannt ist. Ich spürte, dass eine Dusche monatlich bei Weitem nicht ausreichend sein würde.

Nachdem die Fabrik ausreichend vom Schutt befreit worden war, wurde jedem Gefangenen ein Beruf zugeteilt: Zimmermann, Maurer, Grubenarbeiter oder Hilfsarbeiter. Ich wurde Hilfsarbeiter und wurde einer Brigade zugeteilt, die auf dem Fabrikdach arbeitete. Das Gebäude war riesig und hatte viele Löcher in seinem Flachdach. Meine Arbeit bestand darin, den alten Teer vom Dach abzukratzen. Es war eine furchtbar anstrengende Arbeit, und es gab keinen Schutz vor dem Wetter. Am Ende des Tages gab es keinen trockenen Quadratzentimeter Kleidung mehr an jedem der Dacharbeiter. Tragischerweise war dies die einzige Kleidung, die wir hatten.

Trotz monatlicher Dusche und Entlausung waren die Läuse ein permanentes Übel. Oft war das Badhaus geschlossen, weil den Russen die Kohle ausgegangen war, um das Wasser zu erhitzen. Es gab Kohlegruben innerhalb von drei Kilometern in jeder Richtung von *Rembeza*, aber unsere Lagerleitung gaben unserer Hygiene nie den Vorrang. Dies wurde besonders deutlich, als das Badhaus im frühen Winter abbrannte. Ein paar dutzend Männer duschten gerade, als ihre Kleidung im Entlausungsraum Feuer fing. Diese nackten Männer vor dem Feuer durch den Schnee rennen zu sehen, wäre amüsant gewesen, wenn nicht hinter ihnen unser einziges Badhaus abgebrannt wäre. Es dauerte Monate, bis wir uns wieder waschen konnten.

Meine körperliche Verfassung begann sich wieder rapide zu verschlechtern. Hans hatte mir aus einigen Säcken, die er gefunden hatte, einen behelfsmäßigen Regenmantel fabriziert, aber der konnte den Angriff des ukrainischen Winters nicht

aufhalten. Ich entwickelte wieder eine Blasenentzündung. Ebenso alarmierend war, dass sich wegen der nassen Kleidung an den Innenseiten meiner Schenkel Wunden öffneten. Gehen war sehr schmerzhaft. Durch das Aneinanderreiben der Schenkel öffneten sich die Wunden und bluteten.

Ich musste mich erholen und meine Wunden ausheilen lassen. Das Problem war, dass ich keine Krankheit hatte, die von einem russischen Soldaten für ernst genug angesehen würde, um mich von der Arbeit freizustellen. Sie waren harte Kerle und glaubten fest, dass Schinderei sowohl die Pflicht als auch die Bestrafung eines Gefangenen war. Hohes Fieber war so ziemlich der einzige Grund, wegen dessen ein Wächter einen von der Arbeit freistellte.

Da ich kein Fieber hatte, ging ich zu Plan B über: meine Schuhe zu verlieren. Ich wusste, dass die Wachen mich nicht zur Arbeit schicken würden, wenn ich meine Schuhe nicht finden konnte. Oft stahlen Häftlinge einander die Schuhe, und so wäre es völlig glaubhaft, dass ich meine nicht finden könnte. Es würde Tage dauern, bis die Russen für mich ein anderes Paar Schuhe finden könnten. Diese Zeit könnte ich darauf verwenden, zu genesen.

Es gab ein loses Brett im Boden neben dem Bett meines Schwagers. Nur er und ich wussten davon. Dort versteckte ich meine Schuhe. Am nächsten Tag erschien ich barfuß bei der morgendlichen *proverka*. Und ich war nicht der Einzige. Viele waren an diesem Morgen barfuß beim Appell erschienen. Die Schuhe zu verlieren war zu einer Epidemie geworden. Nach langwierigem Verhör ließ die Wache uns in unsere Räume zurückgehen. Solange hatten wir eine Galgenfrist.

Die rota-Kommandanten suchten das ganze Lager nach überzähligen Schuhen ab. Fanden sie ein Paar, gaben sie diese jemandem und befahlen ihm, sich sofort zur Arbeit zu melden. Da ich wusste, dass ich bald ein anderes Paar Schuhe bekommen und zurück in den Arbeits-Umlauf gebracht werden würde, entschied ich mich dafür, mich freiwillig als Küchenhilfe zu melden. Dort war es so warm, dass Schlappen angemessene Fußbekleidung waren. Außerdem gab es massenhaft Essen. Leider empfahlen die meisten Leute, die bereits in der Küche arbeiteten, nur ihre eigenen Landsleute für die Arbeit. Es war ein seltsamer Arbeitslager-Nepotismus, der mir zum Nachteil gereichte.

Hilfe kam von einer unerwarteten Seite. Mein rota-Kommandant war ein gemeiner, arroganter Kerl aus Siebenbürgen namens Schuler. Niemand mochte ihn und anscheinend jeder fürchtete ihn. Ich hätte nichts mit ihm zu tun gehabt, hätte er sich nicht in *Rembeza* in mein Leben gedrängt. Wie das Schicksal es wollte, war Schulers Russisch ziemlich schlecht. Eines Morgens nach dem Appell fragte er, ob jemand kyrillisch lesen könne. Als chronischer Freiwilliger hob ich sofort die Hand. Schuler befahl mir, ihm in sein Büro zu folgen.



In seinem Büro gab Schuler mir eine Liste von Namen, die seine rota bildeten, und befahl mir, sie für die Russen ins Kyrillische zu transkribieren. Ich führte diese einfache Arbeit rasch aus, wobei ich die offizielle staatliche Zeitung *Prawda* als Schreibpapier verwendete. Schuler war mit meiner Arbeit so zufrieden, dass er von nun an ungefähr zweimal wöchentlich meine linguistische Unterstützung suchte. Er war ein widerwärtiger Mensch, aber eine mächtige Verbindungsperson. Schuler hatte Freunde an hohen Stellen, und als ich ihn um eine Arbeit in der Küche bat, war dies so gut wie erledigt.

Die Leute in der Küche fürchteten Schuler ebenso wie alle anderen Gefangenen auch. Obwohl ich nicht aus ihrem Heimatland war, behandelte mich das Küchenpersonal sehr gut, nachdem ich dort von Schuler zur Arbeit eingeteilt worden war. Das Beste an der Arbeit in der Küche war, dass ich Zugang zu mehr Essen hatte. Ich konnte sogar Hans etwas davon in die Kaserne bringen. Meine Gesundheit wurde besser. Ich bekam eine saubere Garnitur Kleidung. Natürlich nahm ich das neue Paar Schuhe, das sie mir anboten, nicht an.

Das Leben war wieder etwas besser, was mich misstrauisch machte. Die Erfahrung hatte mir gezeigt, dass in einem Arbeitslager Glück nicht lange dauerte.

MITTE FEBRUAR 1946. Ein riesiger Studebaker rollte mit einer Wagenladung wertvoller Fracht ins Lager: Galoschen. Mein Herz sank. Sobald ich den Berg von Überschuhen erblickte, der auf den Lagerhof geworfen wurde, wusste ich, dass die Küchenepisode vorüber war. Alle Gefangenen, die keine Stiefel hatten, würden wieder draußen arbeiten. Eine Glocke erklang und ungefähr 200 Gefangene ohne Schuhe standen im Zentralhof Appell. Jeder erhielt ein Paar Galoschen. Dann wurde uns wie erwartet befohlen, uns am nächsten Morgen zur Arbeit im Freien zu melden.

Die Gummischuhe, die wir erhalten hatten, wurden üblicherweise über dicken Filzstiefel namens *valenki* getragen, die die Füße vor eiskalten Temperaturen schützten. Die Sowjets sagten, für uns gebe es keine *valenki* und wir müssten für uns Lumpen finden und uns diese um die Füße wickeln, wenn wir Frostbeulen vermeiden wollten.

Am nächsten Morgen stellten wir uns zum Appell an. Ich hatte ein wenig alten weggeworfenen Kupferdraht gefunden, das meiste von Fabrikabeln, und band mir damit Klebefetzen um die Füße, bevor ich mit diesen in meine neuen Schuhe schlüpfte. Mit einem anderen Stück Draht befestigte ich die Galoschen an meinen Füßen. Wir mussten zu einer örtlichen Straßenbahnstation marschieren, die im Krieg zerstört worden war. Die Elektrizität war wiederhergestellt, aber die Straßenbahnwagen hatten weder Türen noch Fenster. *Rota* um *rota* von Gefangenen stieg in die Straßenbahnen ein, um zu den Arbeitsplätzen transportiert zu werden.

Wegen des Fehlens von Türen und Fenstern an den Straßenbahnwagen war die Kälte ein großes Problem. Die Temperatur war unter 20 Grad minus. Die einstündige Fahrt in die Innenstadt von Stalino war zienlich unerfreulich. Der eisige Zugwind im Wagen war umso schlimmer, weil wir uns nicht bewegen konnten. Die Szenerie entlang unserer Route machte unsere eiskalte Fahrt auch nicht erfreulicher. Die meisten Gebäude waren von den Deutschen niedergebrannt worden. Die Leute lebten in den Kellern ihrer zerstörten Häuser. Natürlich sahen wir kaum Männer. Sie waren entweder in der Armee oder tot.

Wir erreichten eine Haltestelle auf dem Zentralplatz in der Innenstadt von Stalino. Ich hatte angenommen, man würde uns zur Arbeit in einer der ausgebrannten Fabriken der Stadt bringen, aber ich lag falsch. Stattdessen mussten wir eine beträchtliche Entfernung aus der Stadt heraus marschieren und kamen mitten im Nirgends an. Wir standen auf etwas, das wie ein schneebedecktes Feld aussah. Es dauerte einige Zeit, bevor allen aufging, dass dieses „Feld“ in Wirklichkeit ein See war, der von einer dicken Schicht Schnee bedeckt war.

Ich konnte mir nicht vorstellen, welche Arbeit von uns auf einem See mitten im Winter erwartet wurde, aber es dämmerte mir, als die Russen das Werkzeug für unsere Arbeit hervorholten. Unsere Wachen holten Schaufeln, Brecheisen, Pickel, Seile, Stahlhaken, Leitern und verschiedenes anderes Werkzeug aus einem Schuppen am Seeufer. Die Geräte wurden uns nach dem Zufallsprinzip ausgehändigt. Mir ging auf, dass unsere Arbeit, für die wir in unseren erbärmlichen Gummischuhen hierher gekommen waren, darin bestand, Eis im See zu brechen und es als Kühlmaterial fortzuschaffen. Ich hätte mir kaum eine herzlosere Tortur vorstellen können.

Schritt Eins war, den dreiviertel Meter hohen Schnee von der Eisoberfläche zu entfernen. Es war schon ein Kampf, einfach nur durch so tiefen Schnee zu *gehen*. Einige, die nicht daran gedacht hatten, um ihre Gummischuhe Schnüre zu wickeln, verloren sie schon im Schnee, bevor die Arbeit begann. Um unseren Weg in die Mitte des Sees zu erleichtern, folgten wir den Spuren der amerikanischen Studebaker- und russischen *Zees*-Lastwagen. Die Lastwagen waren nicht mit Schneepflügen versehen, aber sie hinterließen breite Spuren über den See.

Die Russen haben schon immer gefährlich gelebt, und die Fahrer dieser Kipplaster bildeten davon keine Ausnahme. Sie bewegten ihre schweren Maschinen rücksichtslos über das Eis, ohne Furcht einzubrechen. Wir folgten dem kleinen Konvoi ungefähr 400 Meter zu Fuß und hielten mitten auf dem See. Die Klappen wurden von den Lastwagen heruntergelassen und wir fingen an, Schnee aufzuladen. Sobald ein Wagen voll beladen war, wurde er zum Ufer gefahren und dort von Hand abgeladen.



Keiner der Lastwagen verfügte über hydraulische Systeme, um den Schnee herunterzukippen.

Trotz der Schwere der Arbeit und der Ineffizienz der Prozedur schafften wir es, bis zum Ende des ersten Tages einen beträchtlichen Streifen Schnee wegzuschaffen. Wir mussten uns ständig bewegen, um warm zu bleiben, vor allem die Männer, die ihre Schuhe verloren hatten. Meine Galoschen und zerissenen Lumpensocken reichten nicht dafür aus, dass mir die Füße nicht taub wurden. Es wäre zu schmerzhaft, noch einen solchen Tag zu ertragen. Ich entschied mich, meine versteckten Schuhe wiederzufinden und sie statt den Gummi-Überschuhen zu tragen, die mir die Russen gegeben hatten.

Offensichtlich entschieden sich viele Gefangene, genau dasselbe zu tun. Am nächsten Tag hatten stolze 75 Prozent der Gefangenen auf wundersame Weise ihr verlorenes Schuhwerk wiedergefunden. Ich machte mir Sorgen, beim Appell mit meinen alten Schuhen zu erscheinen, aber es gab genug Männer, die die Russen damit betrogen hatten, um die Aufmerksamkeit von mir abzulenken. Meine Kameraden lieferten mir einen einen guten Schutz.

Als wir am nächsten Tag auf dem Eis ankamen, war das Erste, das uns die Russen tun ließen, zwei Löcher in das Eis zu schneiden. Jedes Loch maß 13 Quadratmeter. Das Eis auf dem See war ungefähr einen Meter dick. Diese Löcher waren ungefähr 100 Meter voneinander entfernt. Als nächstes wurden zwei Reihen von Männern gebildet, ungefähr drei Meter voneinander entfernt, die von einem der Löcher im Eis zum anderen reichten. Insgesamt waren rund 100 Leute in dieser Formation. Jeder Mann war mit einer Brechstange ausgestattet. Auf Befehl schlugen die Männer gleichzeitig mit ihren Brechstangen auf das Eis. Man sollte meinen, dass ein Mann, der in 60 Zentimeter dickes Eis mit einer Brechstange schlägt, kaum eine Spur hinterlässt, und damit würde man vermutlich auch richtig liegen. Aber es ist erstaunlich, welchen Schaden hundert Männer, die im Gleichtakt arbeiten, an einer Eistafel anrichten können. Innerhalb von fünf Minuten splitterte das Eis zwischen den beiden 13 Quadratmeter großen Löchern, und wir hatten eine über dreihundert Quadratmeter große Scholle Eis losgelöst. Dies war ein eindrucksvolles Beispiel für Teamwork. Danach mussten wir diesen massiven Eiswürfel in kleinere Klötze brechen. Die kleinere Teile wurden vom See geschafft, indem eine Leiter unter den Rand der Eisscholle gedrückt wurde und diese mit Stahlhaken die Leiter hochgezogen wurden. Während einige Männer das Eis hinaufzogen, schob ein anderer die Leiter hinunter. Hatten wir Glück, glitt das Eis die Leiter hinauf, ohne den halben See auf uns zu spritzen. Nachdem das Eis bewegt worden war, brachen wir die großen Teile in kleinere, handlichere, und luden diese auf die Lastwagen. Der letzte Schritt war dann natürlich, das Eis später von Hand von den Lastwagen abzuladen.

Da wir alle Amateure waren, ging der Ablauf selten nach Plan. In nur wenigen Minuten nach Arbeitsbeginn war unsere Kleidung durchnässt. Kurz darauf war sie steifgefroren. Die Russen bauten sich eine kleine Fläche, wo sie sich wärmen konnten, wenn auch nur ein wenig. Sie legten eine Stahlplatte auf vier Pfosten und errichteten darauf ein Feuer. Gefangenen wurde manchmal erlaubt, in der Nähe dieser Vorrichtung zu stehen und sich die Hände zu wärmen.

Die Eisernte war eine fürchterliche Arbeit. Wir kamen um halb 9 Uhr morgens am See an und arbeiteten bis drei Uhr nachmittags. Dann wurden wir nach Stalino gebracht und erhielten eine Mahlzeit in einer Kantine, die ausschließlich den Gefängnisbewohnern von *Zavod Rembaza* diente. Das Essen war besser als das Zeug, das uns im Lager gegeben wurde. Zusätzlich zum Essen erhielten wir immer eine Ration von einem halben Deziliter Wodka. Diese wurde am Eingang der Kantine ausgeteilt. Für viele der Gefangenen war der Wodka der Höhepunkt des Tages, und die Wachen beobachteten uns mit Adleraugen, um sicherzustellen, dass keiner sich ein zweites Mal anstellte, um eine doppelte Ration zu erhalten.

Ich war jedoch nicht auf den Wodka erpicht. Am zweiten Tag bot ich dem Oberwärter meine Ration an. Dies erfreute ihn ohne Ende. Ich ließ ihn wissen, er könne von nun an meinen Wodka haben, und erhoffte mir davon gewisse Privilegien, was noch besser funktionierte, als ich gehofft hatte. Nachdem ich das Herz des *nachalnik* mit der Aussicht auf ständigen Wodkanachschub erweicht hatte, gewährte er mir das unermessliche Privileg, wann immer ich wollte in die Umgebung aufzubrechen und mir bei den Familien, die in den Bauernhöfen rund um Stalino lebten, Lebensmittel zu erbetteln.

Überall um den See herum gab es kleine Hütten. Rauchende Herdrohre, die aus dem Schnee herausragten, markierten, wo sie lagen. Diese *zemlyankas* behergten für gewöhnlich eine Frau, deren Mann oder Sohn im Krieg war. Manchmal lebten dort kleine Kinder. Außerordentlich selten kam man zu einem Haus, in dem ein Mann lebte. In diesen seltenen Fällen, bei denen ein Mann die Tür öffnete, wusste ich, dass ich kein Glück haben würde. Männliche Bewohner waren weniger großzügig als die weiblichen und drohten mir manchmal sogar damit, mich der Polizei auszuliefern.

Die Bäuerinnen der Gegend nannten wir *mamka*. Manchmal sah ich diese Frauen, wie sie nach Hause gingen und Bündel von Feuerholz oder Brocken von Kohle trugen, die sie irgendwo hatten finden können. Die Sehnsucht jedes Gefangenen war, zu einer dieser kleinen Erdhöhlen zu gelangen, um zu schauen, ob die *mamka* so freundlich wäre, etwas aus dem Gemüsekeller mit ihm zu teilen. In der Umgebung zu betteln, verlangte Energie, Geduld und Taktgefühl. Nach meiner Kalkulation hatte ich in ungefähr einem von drei



Versuchen Erfolg. Das war kein schlechtes Ergebnis, wenn man berücksichtigt, dass ich von Leuten bettelte, die selbst so arm waren, dass ihr Leben ein täglicher Kampf ums Überleben war. Immer wenn meine „gekaufte“ Wache es mir erlaubte, ging ich ohne Zögern. Ich vermied aber immer die ersten Häuser. Betteln bei den guten Leuten von Stalino war eine Kunst für sich. Ich wollte nicht lästig fallen und nahm an, dass Einwohner, die in der Nähe des Gefangenenlagers lebten, oft von den Gefangenen belästigt wurden. Ich wanderte weiter über die Felder und fand schließlich immer eine gutherzige *mamka*. Ich erinnere mich an einen besonderen Fall, als ich nach meiner üblichen Bitte um einen Platz, an dem ich mich kurz aufwärmen konnte, in ein Heim eingelassen wurde. Die Frau, die dort wohnte, stellte einen Hocker vor den Herd und wies mich an, mich hinzusetzen. Sie bat mich, meine Jacke und meine nassen Schuhe auszuziehen. Ich schämte mich wegen der schmutzigen Lumpen, die ich als Ersatz für *valenki* um meine Füße gewickelt hatte. Es war schwer, die Lumpen von meinen Füßen loszuwickeln, weil sie steif gefroren waren. Danach schämte ich mich wieder, als meine schmutzigen Füße entblößt wurden. Die Frau erhitzte einen Eimer Wasser auf dem Herd und stellte ihn vor meinen Hocker, so dass ich meine kalten dreckigen Füße darin einweichen konnte. Später gab sie mir saubere, trockene Wolle, um meine Schuhe damit auszustopfen. Sie gab mir auch zu essen – einige Kartoffelscheiben, ein paar Zuckerrüben, eine Tasse Tee. Während ich gierig aß, unterhielten wir uns. Die Frau erzählte mir, ihr Mann und einer ihrer Söhne seien im Krieg getötet worden und ihr anderer Sohn diene in der Armee. Er war so alt wie ich.

Ich erfreute mich einer langen Unterhaltung mit meiner freigiebigen neuen Freundin. Innerhalb von drei Stunden wusste ich alles über ihre Familie und sie lernte etwas über meine heimatliche Wojwodina. Um ungefähr ein Uhr am Nachmittag sagte ich der *mamka*, ich müsse gehen, um keine Probleme mit den Wachen zu bekommen. Hastig machte sie mich bereit, damit ich aufbrechen konnte, bat mich aber, wiederzukommen, wenn ich konnte.

Ich fühlte mich warm und satt, als ich zu meinen Kameraden stieß. Die diensthabende Wache sah mich an, als ich zurückkam, sagte aber nichts. Viele Wachen hatten ein oder zwei Gefangene, denen sie hin und wieder erlaubten, betteln zu gehen, und jede Wache informierte die anderen über ihre Schützlinge. Ich ergriff eine Schaufel und mischte mich unter die Menge. Als meine Wache mich sah, machte er mir Vorwürfe wegen meines langen Wegbleibens. Aber es war kurz vor dem Mittagessen, was für ihn mehr Wodka bedeutete, so ließ er es dabei bewenden.

SPÄTWINTER 1946. Unsere Arbeit an dem See fand ein Ende. Die Kapazität aller örtlichen Eisgruben war ausgeschöpft, sie waren alle gefüllt, und das Eis auf dem See hatte zu tauen

begonnen. Wir wussten, unsere nächste Arbeit würde leichter werden als das Eisbrechen, aber ich persönlich machte mir Sorgen, nicht länger die Erlaubnis zu bekommen, bei den *zemlyankas* zu hamstern.

Ein gutgekleideter Offizier erschien an der morgendlichen *proverka* vor uns. Er fragte, ob es unter uns Fassbinder gebe. Zwei Männer traten vor und behaupteten, Experten in dem Beruf zu sein. Fünf andere Männer folgten – darunter ich. Der gepflegte Russe musterte mich und fragte, wo und wann ich gelernt habe, Weinfässer zu machen. Wie der Offizier, der meine Geschicklichkeit beim Pferdereiten in Frage gestellt hatte, glaubte auch er, ich sei zu jung, um viel zu wissen. Ich sagte ihm, dass mein Vater mir das Fassbinden beigebracht habe, als ich ein Junge war.

Wir sieben wurden von den anderen Gefangenen getrennt. Während die Russen mit den anderen beschäftigt waren, hatten wir Fassbinder Gelegenheit dazu, uns untereinander auszutauschen. Unsere Unterhaltung brachte ans Tageslicht, dass nur die beiden ersten Burschen, die behauptet hatten, Fassbinder zu sein, die Wahrheit gesagt hatten. Der Rest von uns war ungelernt. Zwar hatte ich manchmal meinem Vater helfen müssen, die Weinfässer in unserem Keller zu waschen, aber ich hatte ihm nie dabei zugesehen, eines herzustellen.

Ein neuer *nachalnik* kam zu uns und nahm unsere Namen auf. Er war höflicher als die meisten russischen Aufseher, die wir kennengelernt hatten. Ich wurde zum Sprecher unserer Gruppe, weil mein Russisch ziemlich gut war. Der *nachalnik* sprach über mich zur Gruppe. Ich bin mir sicher, dass er, nachdem er einige konkrete Fragen gestellt hatte, merkte, dass nur zwei von uns erfahrene Fassbinder waren. Zu unserer Überraschung und Erleichterung akzeptierte er uns dennoch alle.

Unser *nachalnik* nahm uns mit der Straßenbahn zu derselben Haltestelle, an der wir ausgestiegen waren, als wir von dem See Eis gebrochen hatten. Jeder von uns wurde russischen Fassbindern, die in einer Werkstatt am Stadtrand von Stalino arbeiteten, als Gehilfe zugeteilt. Wir erfreuten uns immenser Freiheiten, während wir dieser Arbeit nachgingen. Es gab keine Aufseher, die unsere Arbeit überwachten, und wir erhielten besseres Essen.

Der Mann, dem ich zugeteilt wurde, war der Vorarbeiter in der Werkstatt. Er war sehr nett. Oft sagte er mir, ich solle nicht so hart arbeiten oder ich solle gehen und mich ein bisschen ausruhen. Eigentlich hatten wir alle ziemlich gute Chefs. Die beiden professionellen Fassbinder aus unserer Gruppe beeindruckten die russischen Handwerker mit ihren überlegenen Fähigkeiten. Es stellte sich heraus, dass diese beiden Männer Brüder und Eigentümer eines Fassbindergeschäfts in einer Weinanbauregion in Deutschland waren.



Als dem Vorarbeiter klar wurde, wie geschickt die Brüder waren, begann er, ihnen spezielle Arbeitsaufträge zu geben. Die Fässer, die sie herstellten, waren nicht immer für Wein, sondern auch für Sauerkraut und eingelegte Tomaten. Sie machten Fässer mit schönen Ornamenten in allen Formen und Größen. Die Deutschen wurden völlig selbständig. Sie arbeiteten bis spät in die Nacht, bis der Chef sie zurück ins Lager brachte. In den Arbeitslagern war jede gute Sache nur kurzlebig, und das galt auch für unsere Arbeitsperiode als Fassbinder. Für mich und die anderen Hochstapler in dem Handwerk endete die Karriere nach drei Monaten. Die Fassbinderdienste der beiden

Brüder aber wurden weiter in Anspruch genommen. Ich sah die beiden nie wieder, aber ich bin mir sicher, dass sie von den Sowjets gut behandelt wurden. Die Russen waren immer gut zu den Fachkräften, die sie aus anderen Ländern verschleppt hatten. Diejenigen von uns ohne brauchbare Ausbildung dagegen wurden nur von Lager zu Lager hin- und hergeschoben, in dem vergeblichen Versuch, eine Region wiederaufzubauen, die gleichermaßen von der Armee Hitlers und von einer durch ihren eigenen böartigen Führer verursachten Hungersnot zerstört worden war.

## KAPITEL VIER

*Mein Ziel ist, die Menschlichkeit in den Menschen zu finden.*

FJODOR DOSTOJEWSKI

### **Kommandant „Molodetz“**

Mitte Juni 1946. Meine rota wurde zu einem Lager namens *Stalinski Vokzal* verlegt, ungefähr 20 Meilen von Stalino, an einem Tag mit wolkenlosem türkisblauem Himmel. *Stalinski Vokzal* war der Name einer Bahnstation an einer Bahnlinie, die vor allem gebaut worden war, um Kohle zu transportieren. In dieser abgelegenen Gegend der Ukraine dienten die Namen der Bahnstationen oft als Städtenamen, und die Namen dieser Städte wurden für den Gulag zweckentfremdet. So kam es, dass meine Kompanie von 200 Männern und mir im Sommer 46 in einem Lager endete, das „Stalins Bahnstation“ hieß.

*Stalinski Vokzal* war ein großer Komplex mit Wachtürmen an den Ecken des Umgebungszauns und keinen Gebäuden darin. Es war nur ein leerer Hof. Das nächste Gebäude lag ungefähr eine halbe Meile außerhalb des Zauns in der ländlichen ostukrainischen Landschaft. Es war ein provisorisches, für einen unbekanntem Zweck errichtetes Lager. Niemand wusste, wie lange wir hier bleiben würden, aber anscheinend würden wir solange auf dem Erdboden schlafen müssen.

Mein erster Eindruck von dem Kommandanten in *Stalinski Vokzal* war richtig. Ich mochte ihn von Beginn an. Vom Rang eines Hauptmanns war er offensichtlich keiner, der sich daran erfreute, Gefangene zu quälen, wie das bei so vielen seiner Untergeordneten der Fall war. Er lächelte und sprach in einem angenehmen Tonfall. Da er zu den Häftlingen nett war, blieb auch den Wächtern nichts anderes übrig, als uns humaner zu behandeln.

Mit der Zeit erkannten wir, dass der Hauptmann ein anständiger Mann war, der versuchte, aus einer extrem unanständigen Situation das Beste zu machen. Er konnte unser Elend nicht beenden, aber er tat, was er konnte, um es erträglicher zu machen. Wir Schwaben hatten für alle unsere russischen Bewacher Spitznamen, und der Kommandant war

keine Ausnahme. Wir kannten ihn privat nur als *Molodetz* – „klasse Kerl“.

Da dieses Lager keine Gebäude besaß, war der erste Befehl des Kommandanten an uns, für uns Unterkünfte zu errichten. Bataillone von 20 Männern wurden ausgezählt, und jedes Bataillon sollte für sich ein Zelt aufstellen. Den sich krank

stellenden Gefangenen wurde befohlen, eine Latrine auszuheben. Am Ende des Tages waren alle Zelte und die Latrine fertig.

Einige der Anordnungen des Kommandanten mussten den Wachen unvernünftig lax erschienen sein. Zum Beispiel beendete *Molodetz* den Brauch, dass die Wachen während der Nacht jede Stunde mit ihren Schlagstöcken gegen metallische Gegenstände schlugen, um zu zeigen, dass sie noch wach waren. Dies gab dann sicherlich manchen Wachen grünes Licht dafür, gelegentlich ein Nickerchen zu halten.

Uns Häftlingen wurden unübliche Freiheiten gewährt. Zum Beispiel wurde uns erlaubt, täglich zu baden, ganz im Gegensatz zu den monatlichen Duschen in *Rembaza*. Ein anderes Privileg war, dass wir unseren Häftlingskommandanten selbst wählen durften. In den Lagern davor hatte immer der russische Kommandant einen handverlesenen Häftling für diesen Posten ernannt. Nun war die Wahl die unsere. Mit überwältigender Mehrheit wählten wir einen Burschen namens Weiß, der aus Siebenbürgen war. Er wurde der populärste Häftlingskommandant, den wir je hatten, und der einzige, den ich je kannte, der die Interessen seiner Männer vor seine eigenen stellte.

Am dritten Tag, nachdem wir im Lager angekommen waren, wurden uns einige besondere Gäste vorgestellt, die ebenso gerade angekommen waren. Sie waren professionelle Zimmerleute und Maurer, 10 Männer von jedem Handwerk, die uns ihr Fach beibringen sollten und uns bei der Arbeit, für



die wir nach *Stalinski Vokzal* gebracht worden waren, überwachen sollten.

Wir mussten uns im Hof versammeln. Ein Offizier befahl denen, die mit der Axt arbeiten wollten, nach rechts zu treten, und denen, die die Maurerarbeit erlernen wollten, nach links zu treten. Dadurch wurde das Lager in zwei Gruppen gleicher Größe geteilt. Ich entschloss mich, das Zimmermannshandwerk zu lernen, weil ich die meisten Siebenbürger Sachsen in dieser Gruppe kannte.

Nachdem wir ein Handwerk gewählt hatten, wurden innerhalb der beiden großen Gruppen Brigaden gebildet. Auf meiner Seite des Hofes waren fünf Zimmermann-Brigaden. Zwei professionelle Zimmerleute wurden jeder Brigade zugeteilt, um diese auszubilden. Ein Mann namens Fritz Bäcker wurde zum Brigadier meiner Gruppe. Er war ein ausgebildeter Zimmermann wie viele Siebenbürger Sachsen aus dieser Gegend.

Der zweite im Rang nach Fritz war ein Perfektionist namens Marcel. Er und Fritz waren sich nie über etwas einig. Fritz war ziemlich lässig und seine Mentalität passte nicht zu der seines akkuraten Untergebenen. Marcel war nicht für das Gefängnisleben geschaffen. Er wollte immer, dass die Dinge perfekt waren. Seine Erwartungen waren viel zu hoch für ein Arbeitslager, da dort nie etwas richtig lief.

Die erste Arbeit, die meine Brigade erledigte, war, Bauholz von Eisenbahnwaggonen, die nahe der Station abgestellt waren, zu entladen. Typischerweise waren es Stämme auf Flachwagen, auf 50-Tonnen-Wagen. Das Holz zu entladen war Knochenarbeit, weil wir keinen Kran hatten, um das Holz hochzuheben. Wir mussten es von Hand machen. Wenn nur zwei oder drei Männer in einer Gruppe ihren Teil des Gewichts nicht völlig im Griff hatten oder wenn einer ausrutschte, wurde das Gewicht zu schwer. Wenn Träger bemerkten, dass die Ladung plötzlich schwerer wurde, gerieten sie manchmal in Panik und sprangen zur Seite. Männer, die zurückblieben, wurden manchmal zerdrückt.

Nachdem wir das Holz abgeladen hatten, wurde es neben den Gleisen gestapelt. Noch nie im Leben hatte ich so viel rohes Holz auf einem Haufen gesehen. Es waren ganze Berge! Da es keine Sägemühle gab, war es die Aufgabe der Zimmermann-Brigaden, dieses ganze rohe Holz zu Brettern zurechtzuhauen. Dafür erhielt jeder eine Axt, die, aus welchem Grund auch immer, keinen Griff hatte. Fritz und Marcel zeigten uns, wie man einen Griff schnitzte, ihn polierte und die Axt mit einem Wetzstein schärfte. Am Ende des Tages hatten wir alle brauchbare Äxte. Mit Hilfe von Fritz und Marcel wurde dieses Werkzeug täglich verbessert. Fritz riet uns, unsere Äxte kontinuierlich mit einem Stück Glas und einem Stein zu pflegen. Ein Axtgriff, sagte er, könne nie glatt genug oder eine Axtschneide scharf genug sein.

Wir machten uns ans Werk, die Holzstämme mit großen Sägen zurechtzuschneiden. Dann hackten und glätteten wir dieses Holz mit unseren Äxten zu feineren Baumaterialien. Die Siebenbürger waren geborene Holzarbeiter, und sie erwiesen sich auch als geniale Erfinder. Sobald sie die typisch ineffiziente Vorgehensweise verstanden, die die Russen uns durchführen lassen wollten, entschieden sie, diese zu verbessern. Unter ihrer Anleitung errichteten wir eine meilenlange Art von Sägemühle. Indem wir eine erhöhte „Bank“ entlang der noch nicht abgeladenen Stämme bauten, konnten wir eine Art von Fließband für arme Leute herstellen. Nachdem ein Baumstamm auf unsere Riesenbank gewuchtet worden war, konnte die Sägearbeit beginnen. Jeder arbeitete in halbstündigen Schichten mit der Säge. Ein Stamm wurde festgezurrert und ein Mann stellte sich darauf. Sein Job war, das Ende der Säge nach oben zu ziehen, während ein anderer Mann, der auf dem Boden stand, das untere Ende nach unten zog. Beim Ziehen nach unten schnitt man in den Stamm, so dass der Mann auf dem Boden ständig mit fallendem Sägemehl zu tun hatte.

Die Zimmermannsbrigade zu besetzen war harte Arbeit, verlangte aber mehr Fähigkeiten als alles andere, das wir in den vorherigen Arbeitslagern gemacht hatten. Da es sich um ausgebildete Arbeit handelte, war es keine stumpfsinnige Plackerei. Falls der Ausdruck „Berufsausbildung“ überhaupt auf ein Verhältnis zwischen Sklavenhalter und Sklaven angewendet werden kann, würde dies der Definition entsprechen. Die handwerklichen Fähigkeiten in der Holzbearbeitung, die Fritz mir beibrachte, könnte ich in meinem zukünftigen Beruf verwenden – vorausgesetzt, es gab für mich eine Zukunft jenseits der Zwangsarbeit.

Das brillante Fließband, das sich die Siebenbürger ausgedacht hatten, diente vollständig der Produktion von Dachsparren und Bodenbrettern. Diese wiederum wurden gebraucht, um ein neues Konzentrationslager für russische politische Gefangene zu bauen – ein *zakluchoni*. Da wir nichts vom sowjetischen Gulag wussten, gingen wir an unsere Arbeit, als würden wir etwas harmloses errichten, wie etwa eine Kirche. Der Kommandant hoffte, die Arbeit in einem Sommer fertigstellen zu können, realisierte aber bald, dass er ohne eine größere Mannschaft seinen Termin nicht werde einhalten können. Zusätzliche 100 Mann wurden aus *Rembaza* geschickt.

Die zusätzliche Hilfe erleichterte uns die Arbeit etwas, aber das Hauptproblem blieb der Hunger. Da die Wachen hier entspannter waren als in den anderen Lagern, riskierten wir es, uns davonzustehlen und in der Siedlung in der Umgebung um Essen hamstern zu gehen. Wir einigten uns darauf, dass wir alle jeden Tag zwei verschiedene Leute decken würden. Diese beiden Männer gingen morgens los und erbettelten für uns alle



Lebensmittel. Sie kehrten zu unserer Brigade zurück, bevor wir am Abend ins Lager zurückkehrten.

Die Leute gingen gern mit mir zusammen betteln, weil ich Russisch sprechen konnte, aber ich arbeitete am liebsten allein. Die *mamkas* der Gegend waren vertrauensvoll und mitleidig und gaben mir oft mehr, als ich erbeten hatte. Für Essen machte ich oft seltsame Arbeiten wie Gärten pflügen oder Kellerfundamente ausheben. Manchmal schickte mich eine *mamka* mit einem kleinen „Care“-Paket für später los oder gab mir sogar ein paar Rubel für meine Arbeit. Oft gab es keine Arbeit, aber die netten *mamkas* gaben uns trotzdem eine Rübe oder sonstiges Gemüse.

Als Molodetz erfuhr, dass ich mich regelmäßig im Dorf nach Arbeit umsah, befahl er mir nicht, damit aufzuhören. Tatsächlich näherte er sich mir eines morgens vor meiner üblichen Zeit, um mich davonzustehen, und wünschte mir mit einem Wink und einem verschwörerischen Lächeln Glück. Er wies die Wachen an, mich von der Arbeit gehen zu lassen, wann immer es mir passte. So sehr favorisierte mich der Kommandant. Ich muss wohl einer der glücklichsten Arbeitslager-Gefangenen in Osteuropa gewesen sein.

SEPTEMBER 1946. Als der Sommer vorbei war, war auch das neue *zakluchoni* fast fertiggestellt, und die Maurerbrigaden wurden nicht mehr gebraucht. Die gefürchteten Studebaker-Lastwagen rollten ins Lager und brachten unsere Freunde vom Maurergewerbe ohne vorherige Warnung fort. Tragischerweise für mich war darunter mein Schwager Hans. Das war ein vernichtender Schlag. Hätte ich gewusst, dass dies geschehen würde, hätte ich vielleicht mit dem Kommandanten arrangieren können, Hans und mich zusammenzubehalten. Aber die Abfahrt von Hans geschah zu plötzlich. Ich konnte nichts tun als mit den anderen Zimmerleuten zur Arbeit zu gehen, wissend, dass Hans nicht im Lager ein würde, wenn ich am Abend zurückkehrte.

Einen Monat nachdem Hans und die anderen Maurer *Stalinski Volkzal* verlassen hatten, waren wir Zimmerleute dabei, das Konzentrationslager fertigzustellen. Ich war Teil der Brigade, die an dem Einfassungszaun arbeitete. Die Russen waren Experten darin, Stacheldrahtzäune zu bauen. Der Gefängniszaun bestand aus drei Reihen. Der äußere Zaun war 3 Meter hoch, der mittlere Zaun 1 Meter und der innerste Zaun 2 Meter. Diese Reihen waren ungefähr 3 Meter voneinander entfernt. Zwischen ihnen durfte niemand gehen.

Der Boden zwischen den beiden inneren Zäunen wurde jeden Tag geharkt. So konnten die Sicherheitswachen sehen, wenn dort jemand gegangen war. Der Streifen Land zwischen dem Außenzaun und dem elektrischen mittleren Zaun war mit Maschendraht bedeckt. Um die Einfassung des Gefängnisses gab es ungefähr acht Wachtürme. Das Lager war mit

Scheinwerfern ausgestattet, und es gab auch um das Lager herum alle 30 Meter eine Lampe.

Sie begannen schon damit, politische Gefangene ins Lager zu bringen, als meine Brigade noch dem Wächterhaus den letzten Schliff gab.

OKTOBER 1946. Wir fingen an, unser provisorisches Lager in *Stalinsky Volkzal* abzubauen und uns für den Transport zu einer neuen Bestimmung vorzubereiten. Der Vorabend einer neuen Arbeitsverpflichtung war für uns immer eine bedrückende Zeit, weil wir gute Gründe hatten, die ungewisse Zukunft zu fürchten. Besonders jetzt, da der Winter vor der Tür stand. Ich war dem großartigen Kommandanten dankbar, der uns in den letzten sechs Monaten so viel Freiheit gelassen hatte. Wir waren sowohl physisch als auch psychisch wieder zu Kräften gekommen, und einigen von uns war es sogar gelungen, etwas Geld beiseite zu schaffen.

In einer der letzten Nächte in *Stalinsky Volkzal* kam ein gewaltiger Sturm auf. Es war der grausamste Sturm, den ich in der Sowjetunion erlebt hatte. Der Wind war so stark, dass es uns schwer fiel, die Zelte zu schließen. Im ganzen Lager fiel die Elektrizität aus. Es gab kein Licht. Plötzlich hörten wir Gewehrfeuer aus der Richtung des *zakluchoni*. Die Gewehrschüsse setzten sich fort, so lange der Sturm dauerte – zwei oder drei Stunden.

Niemand wusste genau, was passiert war, bis am nächsten Morgen unser Lager von einigen Dutzend schwerbewaffneten Wachen vom *zakluchoni* umzingelt wurde. Diese Wachen betraten unser Lager und begannen damit, herumzuschnüffeln. *Molodetz* protestierte gegen dieses Eindringen. Tatsächlich aber gab es nichts, was er oder seine Soldaten, die in der Unterzahl waren, hätten tun können, um die *zakluchoni*-Wachen am unerlaubten Betreten zu hindern. Bald verstanden wir, dass sie ungefähr 600 politische Gefangene suchten, die während des Sturms entkommen waren. Es gab praktisch keine Insassen mehr in dem brandneuen *zakluchoni*. Nur einige Verwundete waren geblieben. Der Rest war entweder während des Ausbruchs getötet worden oder war erfolgreich entkommen. Das Hochsicherheitsgefängnis, dessen Bau uns sechs Monate gekostet hatte, war auf einmal leer.

Die Lastwagen kamen eines Mittags im späten Oktober an. Unser Ziel war nur eineinhalb Stunden entfernt in einem Gebiet, das *Stalinsky Bazar* genannt wurde. Alle waren nervös, als wir in unser neues Lager einfuhren. Wie Pflegekinder, die ständig von einer Gruppe zu einer anderen herumgestoßen wurden, erfüllte uns der plötzliche Wechsel des Umfelds immer mit Besorgnis. Das einzige Gute an diesem Ortswechsel war, dass *Molodetz* mit uns gekommen war. Es ging allerdings das Gerücht um, dass in diesem Lager nicht er der oberste Offizier sein würde. Hier würde er nur als einfacher rota-Kommandant fungieren.



*Stalinsky Bazar* bestand aus etwa 40 Zelten – zwei Mal mehr als *Stalinsky Vokzal*. Es gab massive Zelte mit zweilagiger Außenhaut, Holzböden und Glasfenstern. In jedem der Zelte gab es eiserne Öfen und Feldbetten. Je ein Zelt wurde dreißig Mann zugeteilt. Die Zelte waren nummeriert, so dass die Gefangenen sich besser orientieren konnten.

Neben dem Lagertor befand sich das Wachhaus und in dessen Nähe die Küche, Kantine und die Kasernen der Offiziere. Diese waren aus billigem Sperrholz errichtet und mit geteilter Dachpappe gedeckt. Die Latrine war am entgegengesetzten Ende des Lagers. Von der einen Seite des Lagers konnte man nur ausgebrannte Wohngebäude sehen, von der anderen Seite sah man die Rauchrohre der *zemlyankas*.

Die Arbeitsmannschaften aus *Stalinsky Vokzal* durften in diesem neuen Lager zusammenbleiben. Meine Zimmermannsbrigade wurde mit einer anderen zusammgelegt und im Zentrum des Lagers untergebracht. In meinem Zelt gab es viele Zimmerleute. Darunter waren drei Burschen, die schnell meine Freunde wurden: Wilhelm Böhm war ein Zimmermann, der aus Rumänien stammte, Emmerich Korekt (?) und Johann Mayores (?) waren beide Tischler, ebenfalls aus Rumänien.

Vor der Kantine gab es einen großen Hof für die *proverkas*. An unserem ersten Tag in *Stalinsky Bazar* begrüßte uns der neue Lagerkommandant mit der einfachen Botschaft: „Die Ferien sind vorbei.“ Er erklärte sich uns näher, indem er sagte, in seinem Lager würden wir härter als je zuvor arbeiten. Wir würden damit beginnen, permanente Kasernen zu errichten, die unsere Zeltstadt ersetzen sollten. Er warnte uns schadenfroh, dass wir, je früher wir damit begannen, umso früher ein Obdach für den herannahenden Winter haben würden. Ich interpretierte dies so, dass er damit sagen wollte, es würde unsere eigene Schuld sein, sollten wir vor Januar im Schlaf erfrieren.

Dieser deprimierende Vortrag wurde sofort von einem deprimierenden Besuch der *stolovaya* gefolgt, wo sich uns enthüllte, welch Abfall in diesem Lager als Essen galt. Unser Essen bestand aus 200 Gramm altbackenem Brot und einer Gurkensuppe, die in uns Sehnsucht nach den ranzigen Kohlsuppen weckte, an die wir uns gewöhnt hatten. Am Ende des ersten Abends in *Stalinsky Bazar* war es für mich klar, dass die Verwalter dieses Lagers alles tun würden, um eine Rekordzahl an Toten unter ihren Gästen zu produzieren.

Bis die permanenten Kasernen fertiggestellt waren, mussten wir uns mit unseren Zelten begnügen. Es war zwar erst November, aber es war bereits kälter als jemals in Serbien. Unsere beide gusseisernen Öfen zeigten nur eine Wirkung, wenn man sich nicht weiter als einen Meter von ihnen entfernt aufhielt. Es war zu kalt zum Schlafen. Der erste Schneefall war ein unerwarteter Segen. Der Schnee isolierte unser Zelt ein

wenig. Auch die Fenster begruben wir unter Schnee. Die Zelte waren über Rohre sporadisch mit Wasser versorgt worden. Die Rohre gefroren und platzten aber, kurz nachdem wir im Lager angekommen waren. Wir schmolzen Schnee zum Trinken und um unsere Unterwäsche zu waschen. Da wir nur einmal im Monat nach Stalino zum Duschen und zur Entlausung gebracht wurden, wuschen wir uns auch mit Schnee.

Ungefähr ein Drittel der Gefangenen wurde eingesetzt, um die drei ausgebrannten Gebäude innerhalb der Stacheldrahtumzäunung unseres Lagers wiederherzustellen. Diese sollten unsere neuen Kasernen werden. Die Arbeiten an den permanenten Kasernen gingen wegen des sich verschlechternden Wetters nur langsam vor sich. Das Bauholz war gefroren, so dass es schwer war, einen Nagel einzuschlagen. An den Tagen, an denen der Wind nicht zu stark war, arbeiteten wir an den Dächern. Oft kam dann in der Nacht Wind auf und machte unsere Arbeit zunichte.

Die anderen Gefangenen arbeiteten an dem Bau einer Fabrik ungefähr 800 Meter vom Lager entfernt. Dies war die schwerere Arbeit, weil dafür die Fundamente ausgehoben werden mussten. Ich wusste aus *Dobropolje*, dass Erdarbeiten in der Ukraine bei gefrorenem Boden keine einfache Aufgabe waren. Meine Zimmermannsbrigade arbeitete 10 Stunden am Tag, sieben Tage die Woche. Jede zweite Nacht holten wir das Rohmaterial für unsere Arbeit, indem wir Holzstämmen aus Eisenbahnwaggons abluden.

Wir erhielten drei Mahlzeiten täglich, die aus der vorher erwähnten Gurkensuppe, ein wenig Brot und manchmal 10 bis 15 *komsy* – kleinen salzigen Fischchen ungefähr in der Größe eines kleinen Fingers – bestanden. Es hört sich zwar so an, als wäre der Fisch eine gute Ergänzung einer Mahlzeit gewesen, tatsächlich aber war er wegen seiner Schuppen und seines hohen Salzgehalts besonders unappetitlich. Ich war ausgehungert genug, um den Fisch trotzdem zu essen, bezahlte dafür später aber immer, weil das Salz und die Schuppen meine Zunge und meinen Mund wund rieben.

Unsere tägliche Diät war unbeständig und saugte uns das Leben aus, und sie dauerte den ganzen feindseligen Winter lang. Die gute körperliche Verfassung, die ich in *Stalinsky Vokzal* erlangt hatte, ging bald in geschwollene Füße und chronische Magenschmerzen über. Glücklicherweise hatte ich etwas Geld. Damit konnte ich mir von den Rauchern unter den Gefangenen, denen Zigaretten wichtiger waren als das Überleben, Lebensmittel kaufen.

Allerdings war es im Lager unmöglich, Zigaretten zu erhalten. Stattdessen konnte man einen Ersatz bekommen, der *mahorka* genannt wurde. Dabei handelte es sich um die zerkleinerten Stiele der Tabakblätter. Daraus wurde ein Zigarettenersatz hergestellt und an die Gefangenen verkauft.



Viele der Raucher überlebten den Winter nicht, aber niemand konnte etwas dagegen tun. Die meisten von ihnen hatten keinen Überlebenswillen. Das Rauchen war für sie wichtiger als das Essen. Eines der Opfer dieser Einstellung war mein Landsmann Jakob Gärtner, der in seinen Vierzigern war und nicht mit dem Rauchen aufhören konnte. Zwei Monate, nachdem wir in *Stalinski Bazaar* angekommen waren, wurde sein Körper von Ödemen aufgeschwemmt und er verhungerte. Ich kannte zwei Brüder im Lager, die ebenfalls verhungerten, wobei beide innerhalb einer Stunde starben. Ihre Arbeit hatte während der Wintermonate darin bestanden, Fundamente auszuheben. Dies war die allerschwerste Arbeit. Die beiden Brüder ruhten sich während der Arbeit nie aus. Das war ein kritischer Fehler, weil wir nicht genügend Kalorien erhielten, um für eine lange Zeit energisch zu arbeiten. Die Brüder schwanden langsam dahin. Im Spätwinter waren sie zu schwach, um zu gehen. Ihre Mitbewohner im Zelt versuchten, sie mit dem Löffel zu füttern, aber da waren sie bereits zu schwach zum Essen.

FEBRUAR 1947. Meine Zimmermannsbrigade wurde vorübergehend zu der Hauptbaustelle versetzt, um dort Türen und Fenster für die Fabrik herzustellen, die unsere Kameraden bauten. Es war das erste Mal, dass unsere Brigade *Stalinski Bazaar* verließ, und das erste Mal, dass wir das Glück hatten, im Inneren zu arbeiten. Ich arbeitete gern in der Tischlerwerkstatt und mochte die Gesellschaft neuer Freunde, die ich dort traf. Sie zeigten mir, wie die vielen neuen Maschinen, die die Russen aus Deutschland gebracht hatten, verwendet werden mussten.

Die Tischlerwerkstatt war eingezäunt, aber die Wachen waren ziemlich entspannt, was die Sicherheit anging. Sie mischten sich unter die Gefangenen und ließen manche ohne Pass zwischen den Gebäuden herumwandern. Ihre Freundlichkeit ermutigte mich, eines Nachmittags meinem Chef, Majoros, einen Vorschlag zu machen. Ich sagte ihm, ich wolle in die benachbarte Gemeinde gehen, um zu versuchen, mir Lebensmittel zu erbetteln. Majoros warnte mich, dass es mir ein oder zwei Nächte in Einzelhaft einbringen würde, falls ich von einer der Wachen erwischt würde.

Zu meinem Glück war mein rota-Kommandant *Molodetz*, der befehlshabende Offizier von *Stalinski Vokzal*. Ich entschied mich, das Risiko auf mich zu nehmen, da ich annahm, er werde mir beistehen, falls ich erwischt würde. Die Wache beachtete mich kaum, als ich an ihr vorbeiging. Ich war von ihrer Apathie geradezu schockiert. Ich ging in Richtung Lager, drehte aber Richtung Stalino ab, als ich außer Sicht war.

Nachdem ich über eine halbe Stunde durch Felder gewandert war, erblickte ich schließlich Häuser, die wie die in *Stalinski Vokzal* aussahen. In einigen von ihnen fragte ich nach Arbeit. Die *mamkas*, die an die Türen kamen, waren erbärmlich arm

und sagten, sie könnten nichts erübrigen. Gerade als ich aufgeben und ins Lager zurückkehren wollte, sah mich eine Frau mittleren Alters, die in ihrem Garten arbeitete und rief: *Malchik!* – „Junge!“ Ich näherte mich dem Haus und bemerkte, dass im Vorgarten Bretter ordentlich aufgestapelt lagen. Die Frau musterte meine Gefangenenkleidung und meine dünne Figur und hatte Mitleid mit mir. Sie lud mich in ihr Haus und gab mir eine Schüssel voll leckerem Borschtsch. Danach stellte sie mir einige Fragen über mein Leben und erzählte mir von ihrem.

Meine neue Freundin war eine Näherin namens Natalia Vitalievna. Ausgehend von der Einrichtung ihres Hauses und dem ganzen Bauholz, das draußen lagerte, schien Natalie eine ziemlich vermögende Frau zu sein. Sie nähte in der Nacht Kleidung und verkaufte diese am Morgen auf dem örtlichen Markt. Natalia sagte mir, sie wolle ein neues Haus bauen, aber es fehle ihr dazu an Kenntnissen und Arbeitskräften. Sie fragte mich, ob ich ihr helfen könne. Ich sagte ihr, ich werde mit einigen Männern in meinem Lager reden und in einigen Tagen zurückkommen.

So leise wie möglich kehrte ich zu der Tischlerwerkstatt zurück. Die Wachen hatten mich nicht vermisst. Ich ging sofort zu Majoros und erzählte ihm von der Möglichkeit, der netten Frau zu helfen, die ich gerade ihn Stalino kennengelernt hatte. Majoros meinte, dass es die Russen nicht merken würden, wenn etwas von ihrem Baumaterial andersweitig verwendet werden würde. Angesichts der Leichtigkeit, mit der ich mich aus dem Lager geschlichen hatte, dachte er, dass auch ein paar Handwerker erübrigt werden konnten, um Natalia zu helfen, ihr Haus zu bauen.

Majoros schlug vor, ich solle versuchen, das Projekt dem Lagerarchitekten Stefan Hiller schmackhaft zu machen. Wegen seiner ungewöhnlichen Geschicklichkeit war Hiller bei den Gefangenen sehr angesehen. Er mischte sich zwar nur selten unter die Lagerbevölkerung, aber wir mochten und respektierten ihn trotzdem. Der beste Glaser der Werkstatt, Johann Erwin, und ich gingen mit dem Vorschlag zu Hiller. Hiller war von dem Projekt so angetan, dass er sofort seine Mitwirkung zusagte. Innerhalb von zwei Tagen hatte er einen Plan für ein neues Haus angefertigt. Diesen Plan wollten wir Natalia Vitalievna am nächsten Tag zeigen.

Hiller wartete auf mich am nächsten Morgen zu der abgesprochenen Stunde am Tor der Tischlerwerkstatt. Er sagte der Wache, er und ich würden den ganzen Tag in Stalino nach brauchbarem Material für Böden suchen, das vielleicht jemand leichtsinnigerweise weggeworfen hatte. Hiller besaß so viel Einfluss, dass die Wache keine Fragen stellte. Sobald wir an der Lagerwache vorbei waren, eilte Hiller mit einer solchen Geschwindigkeit in die Stadt, dass ich ihm kaum folgen konnte. Wir gingen auf dem kürzesten Weg zu Natalias Haus.

Meine Freundin war erfreut, dass ich wie versprochen zurückgekehrt war. Nachdem ich ihr Hiller kurz vorgestellt hatte, schaute er sich um. Er stellte fest, dass die Frau nicht über genug Bauholz verfügte, um ein neues Haus zu bauen, versicherte ihr aber, das Fehlende aus Lagerbeständen zu ergänzen. Natalia war froh. Als wir sie an diesem Nachmittag verließen, waren wir gut gesättigt und gaben ihr das feste Versprechen, zurückzukehren, um mit dem Bau des neuen Hauses zu beginnen.

Innerhalb von zwei Wochen hatte Hiller die endgültigen Pläne für Natalias neues Haus fertiggestellt. Er sagte auch zu, das Projekt zu leiten. Einige Männer und ich würden bei der Arbeit helfen, und Majoros würde für Türen, Fenster und Böden zuständig sein. Hiller hatte mit Natalia einen Preis ausgehandelt, und er und Majoros hatten ausgemacht, das Geld unter uns aufzuteilen, nach der Anzahl der Stunden, die wir in die Arbeit investierten.

Majoros und ich verbrachten zwei Tage an der Sägemühle, um genug trockenes Bauholz für unser Projekt zu finden. Wir kennzeichneten unser Holz mit einem H, um sicherzustellen, dass es nicht für etwas anderes verwendet wurde. Das Material für Fenster und Türen aus der Tischlerwerkstatt zu beschaffen, erwies sich als einfach. In der Tischlerwerkstatt herrschte immer hektische Aktivität. Majoros war der einzige, der genau wusste, was alle sechs Tischler taten. Die *nachalniki* erlaubten ihm mehr oder weniger, die Werkstatt ohne sie zu führen. Sie unterzeichneten Papiere, wenn sie ihnen vorgelegt wurden, aber sie verließen sich vollständig darauf, dass Majoros die ganze Arbeit dokumentierte. Die Russen waren vergesslich.

Das Geheimprojekt begann nach Plan. Ein Zimmermann und ich verbrachten die ersten drei Tage damit, einen Lagerschuppen zu bauen, um einen Platz zu haben, wohin wir

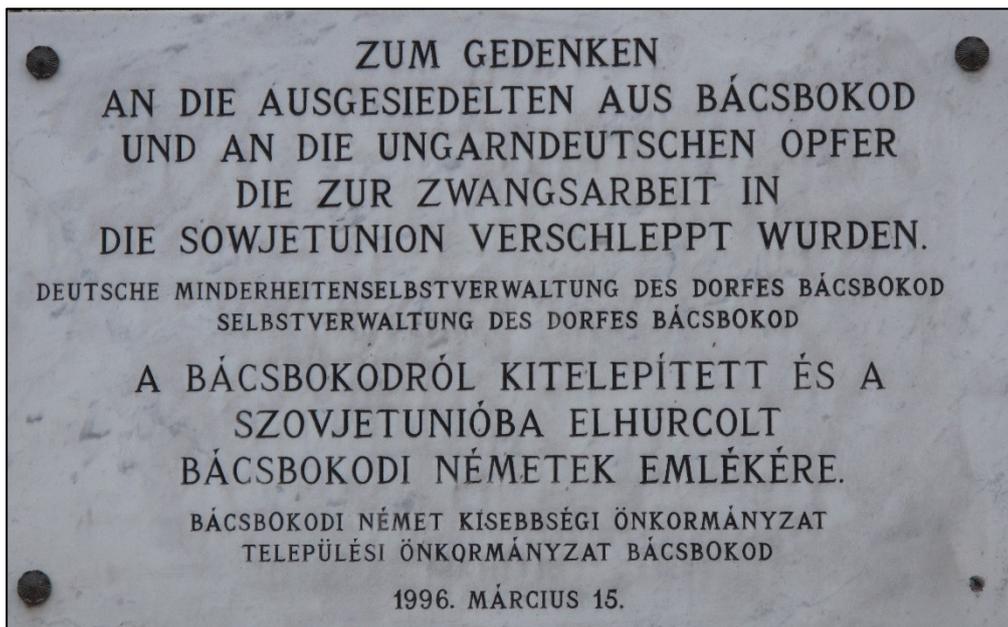
die ganze Ausrüstung und die im Lager angefertigten Bauteile bringen konnten. Natalia Vitalievna gab uns immer gut zu essen. Das Essen war praktisch unsere einzige Bezahlung.

Obwohl wir kompetente Arbeiter hatten und Handwerker, die Experten waren, wurde der Bau des Haupthauses durch einen Feind verkompliziert, den wir nicht bedacht hatten: den Frühling. Der Frühling war immer eine schwierige Jahreszeit für die Gefangenen. Die steigenden Temperaturen setzten Bakterien und Pilzinfektionen frei, die vom kalten Winter in Schach gehalten worden waren; die Eis- und Schneeschmelze verwandelte den Boden in Schlamm. Die neuen Umstände machten viele von uns krank. Ich erinnere mich, dass ich eines Tages, als ich in Natalias Haus zum Essen kam, kaum fähig war, meine Füße aus dem Schlamm zu ziehen.

Trotz unserer schwächelnden Gesundheit arbeiteten wir jeden Abend so hart und so lange wie möglich an dem neuen Haus. Majoros meinte, es sei wichtig, schnellstmöglich fertig zu werden, um zu vermeiden, dass wir von der russischen Obrigkeit entdeckt wurden. Selbstverständlich hatte unsere Auftraggeberin nichts dagegen. Je eher wir fertig wurden, desto mehr Geld konnte sie sparen.

Wir errichteten Natalia Viltalievna ein brandneues Haus in weniger als drei Monaten. Es bezeugte das Genie von Stefan Hiller und Johann Majoros. Hiller war ein Architekt ohnegleichen, aber er wollte keine Aufmerksamkeit auf ein Projekt ziehen, das er entgegen der Arbeitslager-Politik durchführte. Obwohl das Haus absichtlich so geplant war, nicht aufzufallen, glaube ich nicht, dass es in ganz Stalino ein zweites in dieser Qualität gab. Natalia weinte, als sie einzog.

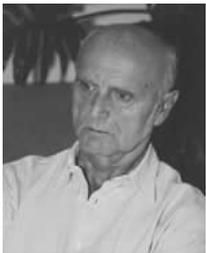
*Übersetzung aus dem Englischen: Jürgen Pentz  
Fortsetzung folgt*



**Waschkut***Stefan Raile Streunende Katze*

**Stefan Schoblocher** wurde in Waschkut/Vaskút geboren und als Kind mit seiner Familie nach Deutschland vertrieben. Er lebte bis zu seinem Tod (2020) in Jena als freier Schriftsteller und war unter dem Pseudonym **Stefan Raile** tätig.

In vielen seiner Werke beschrieb er seine Erinnerungen an seinen Geburtsort Waschkut.



Wie aus dem Boden gewachsen stand die Katze plötzlich neben mir, als ich im Sommer 1991 hinter dem Haus Wäsche aufhängte. Ich vermutete, dass sie zu den Streunern gehörte, die mir seit geraumer Zeit immer häufiger in den Gärten der Siedlung auffielen. Von

ihren Besitzern, denen die neue D-Mark so viel bedeutete, dass sie dafür kein Futter, sondern lieber Dinge kaufen wollten, die es für die Ost-Währung nicht gegeben hatte, Tag für Tag aus der Wohnung gescheucht, waren die halb verwilderten Tiere gezwungen, sich selbst Nahrung zu suchen. Dabei verloren nicht nur Mäuse, sondern auch zahlreiche Singvögel ihr Leben. Trotzdem reichte die Beute nicht, so dass noch mitleidige Nachbarn zum Unterhalt beitragen mussten.

Wartete die Katze, die unablässig zu mir hochsah, ebenfalls darauf, dass ich ihr etwas vorsetzte? Sie war fast völlig schwarz, nur auf der Stirn leuchteten einige weiße Sprenkel. Erinnerste sie mich deshalb an unsere Macska Schneewittchen, an die ich nach der Vertreibung aus meinem ungarischen Heimatdorf Waschkut oft sehnsüchtig in Görlitz gedacht hatte? Oder gab es noch einen Grund, weil mir gleichzeitig auch unser Hund Betyár, der nur ein knappes Jahr bei uns gewesen war, in Erinnerung gerufen wurde?

Als die Katze anfang, um meine Beine zu schmeicheln, entschloss ich mich, ihr etwas anzubieten. Von der Milch, die ich in ein Schälchen goss, schlabberte sie bloß ein bisschen, aber den Wurstzipfel, den ich ihr hinwarf, verzehrte sie mit großem Appetit.

Noch hungriger war Betyár bei seinem Auftauchen gewesen. Wir hatten das klägliche Jaulen, das von der Straße bis in unsre Küche drang, am Abendbrottisch vernommen. Großmutter erhob sich zuerst und ging zum Hoftor. Als sie zurückkam, brachte sie einen Hund mit, der misstrauisch an der Tür stehen blieb und mit dem Schwanz wedelte. Doch als Großmutter ihm die Essenreste in einen Napf füllte, begann Betyár, wie ich ihn später wegen seiner oft drolligen Art nannte, alles gierig zu verschlingen.

Er hatte ein glattes, braunweiß geschecktes Fell, reichte mir fast bis zur Brust und gehörte zu jener Art von Mischlingen,

deren Vorfahren sich nicht mehr eindeutig bestimmen lassen. Wir nahmen an, dass ihn eine der Schwabenfamilien, die am Vortag aus dem Dorf vertrieben worden waren, zurücklassen musste. Wahrscheinlich war er verstört durch den Ort geirrt, hatte in einem Unterschlupf die erste Nacht verbracht und suchte nun, bevor die zweite begann, menschliche Nähe. So ein verwaistes Tier brauchte nicht nur Nahrung, sondern auch Zuwendung, die wir ihm, darüber waren wir uns sofort einig, gern geben wollten. Ein bisschen hegten wir bloß Sorge, dass er, wie es seiner Natur entsprach, unsre Macska Schneewittchen erbarmungslos bekriegen würde. Doch zu unsrem Erstaunen vertrug er sich mit ihr, als ahnte er, dass es in so schlimmen Zeiten nicht günstig wäre, durch Angriffslust unangenehm aufzufallen. Da er nicht nur die Katze in Ruhe ließ, sondern auch sonst ein gutmütiges Verhalten zeigte, wurde er rasch mein Freund und Spielgefährte, der mit mir im Garten tollte, sich das weiche Fell zausen ließ und jeden Gegenstand, den ich wegwarf, willig apportierte.

Wenn ich auf meinen Dorfgängen, zu denen ich Betyár meist mitnahm, feindselige Blicke der ungarischen Jungen spürte, die an den Straßenecken herumlungerten, gab mir seine Anwesenheit Rückhalt, und ich glaube ganz fest, dass er mir im Notfall beigestanden hätte, ohne mich freilich gegen eine Übermacht schützen zu können. Als dann im nächsten Sommer jener Nachmittag kam, der unser Leben grundlegend verändern sollte, ließ ich, während meine Eltern und Großmutter, von einem Gendarmen bewacht, die Bündel zusammenschnürten, den Hund auf die Straße, weil ich hoffte, dass er so vielleicht am ehesten ein neues Zuhause fände. Vom Lastwagen, der uns mit unsren Habseligkeiten zum Bahnhof fuhr, sah ich Betyár reglos neben dem Torpfosten kauern. Obwohl er rasch kleiner wurde, konnte ich ihn noch eine Weile erkennen, dann verwischten ihn meine Tränen.

Das alles fiel mir ein, während ich weiter Wäsche aufhängte und die schwarze Katze mit den weißen Sprenkeln ihre Wurst verzehrte. Als sie, schließlich gesättigt, erneut zu mir hochsah, wusste ich, sie würde am nächsten Tag wiederkommen, und ich begriff, dass ich mich darauf freute.

**Waschkut***Aus der Truhe meiner Erinnerungen*

*Georg Krix, Gründer und Ehrenvorsitzender der Jakob-Bleyer-Gemeinschaft, Gründungsschriftleiter des Sonntagsblattes, Träger der Ehrennadel in Gold für das Ungarndeutschtum, Verfasser von zahlreichen Beiträgen über die Ungarndeutschen lebt zurzeit in Wudersch, wurde aber in Waschkut in der Batschka geboren und ist tief mit seinem Heimatdorf verbunden. In unserer neuen Serie teilt er seine Erinnerungen an seinen Geburtsort und die Lebensweise, Sitten und Bräuche der dort lebenden Landsleute mit.*

*Das merkwürdige Lied*

Ich war noch wirklich klein, wahrscheinlich Schüler der ersten Klasse der Volksschule im Heimatdorf Waschkut. Meine Mutter war sehr besorgt um mich, sie wollte, dass ihr Einziger ein guter/kluger Schüler werde, sozusagen ein Vorzugsschüler, wie sie es einst gewesen ist in ihrer Schulzeit. Deshalb war sie immer sehr bemüht mir zu helfen bei den Schulaufgaben, ja darüber hinaus wollte sie mir noch allerhand Pluswissen beibringen, damit ich noch mehr über meine Mitschüler hervorrage.

So habe ich damals von meiner Mutter ein Lied gelernt, mit einem guten, leicht verständlichen Text und einer sehr schönen Melodie.

Hier der Text, die Noten dazu kann ich (aus „technischen Gründen“) jetzt nicht wiedergeben:

<p>1. An der Donau find'st ein Häuschen stehen, Dieses Häuschen mir am Herzen lieget, Meine Äuglein sind sogleich in Tränen, Wie sie mir das Häuschen nur erwähnen</p>	<p>3. In die Heimat Wohlbekannte gehen, Welche Grüße soll ich Euch mitgeben. Liebe Freunde, tröstet mir die Mutter, Denn ihr Herz ist voll von Schmerz und Kummer.</p>
<p>2. Wär' ich dort geblieben alle Zeiten, Doch dem Menschen seine Wünsche leiten, Als mir wuchs der Wünsche Falkenflügel, Ließ ich meiner Wanderlust die Zügel.</p>	<p>4. Saget ihr nur, dass das Glück ihr Sohnes leuchtet freundlich ihrem lieben Sohne. Wenn sie wüsste, welche Sorg' ich habe, Wär das Mütterlein schon längst im Grabe.</p>

Die Zeit verging und ich kam in die dritte Klasse der Volksschule. Mein Klassenlehrer, der Hajoscher Schwabe Dorányi (ursprünglich Dobler) war ein begeisterter Freund der Madjaren, bzw. so auch der ungarischen Literatur und erzählte uns Schülern gerne und viel über den berühmten ungarischen Dichterstur Petöfi (dessen Vater Petrovics hieß und die Mutter eine Slowakin war). So kam es dazu, dass wir auch ein Gedicht von Petöfi auswendig lernen mussten und dann hat uns der Herr Lehrer verraten, dass dieses Gedicht auch eine schöne Melodie habe und hat uns das Lied vorgesungen.

Da hat mich aber ein Blitz getroffen!

Was, das soll ein ungarisches Lied sein? Dieses ist mir doch schon längst als schönes deutsches Lied bekannt!

Naja, freilich, das Rätsel konnte leicht gelöst werden. Eine Übersetzung, wie es gar viele Petöfi-Gedichte in deutscher Übersetzung gibt.

Landsmann Dr. Paul Schwalm schreibt darüber im Buch „Waschkut erzählt und singt“:

Das Gedicht „An der Donau“ ist auf das ungarische Gedicht Távolból (Aus der Ferne) von Petöfi Sándor zurückzuführen. Der Dichter schrieb es 1843 in Preßburg / Pozsony, mit Wehmut dachte er an sein Heimatdorf und an seine heißgeliebte Mutter. Das Gedicht wurde – wie viele Gedichte des Dichters – vertont, das ungarische Volk übernahm es und sang es als Volkslied. Auch bei den Ungarndeutschen ist das Lied zu finden, Frau Krix sang mir das Lied als ein echtes deutsches Volkslied.

Das Gedicht von Petöfi hat acht Strophen, die deutsche Übertragung bringt es in vier Strophen,

Die Übersetzung ist höchstwahrscheinlich einem Schulmeister zu verdanken.

## Ungarndeutsche Literatur

**Das Motiv „Identität“ in der ungarndeutschen Literatur****Valeria Koch****Sonett auf selbstbewußte Art**

Ja ich bin Indianerin  
genau so wie ich Christin bin  
ihr fragt nach meinem Pedigree  
ich bin Comtesse de Lakoré

Ich bin gleichzeitig comme il faut  
in Oxford und in Mexiko  
ich dichte und ich mal' fast so  
wie Sarah Kirsch und Picasso

Geschlechtlich bin ich Mensch und Weib  
lieb Pferde und Geschwindigkeit  
klare Worte kühne Taten

Wüstenwind und die Karpaten  
mit viel Mitleid und ohne Haß  
das wär's für heut': Wollt ihr noch was?

**Béla Bayer****Fingerübungen**

In Südbanonen bin ich  
Ungarndeutscher  
im Saarland „Franzosenbraut“,  
für die Russen steckt  
ein „Germanski“ in meiner Haut.  
Deutsch-Ungar bin ich in der Pfalz,  
für die Sachsen Saarfranzose,  
wäre ich nicht der gleiche Mensch.  
Ist es nicht „abstrus“?

Wenn man weiß, WER man ist,  
kann man sein, WO man will!  
In Notlagen eines Tages  
mit mir selber mach' ich ein' „Deal“!

Weil ich es weiß, wer ich bin,  
bleib ich mir treu immerhin.

**Robert Becker****Wer bin ich?**

Die Bäume hab ich gefragt,  
sie wissen aber nicht, wer ich bin.  
Das Mädchen hat's auch nicht  
gesagt;  
Aber ihre Augen - ihre Augen  
zeigen hin.  
Sie hat auch etwas gesagt.  
Ihre Worte verdampfen in der Luft  
Sie werden sich schon einmal  
niederschlagen.  
Aber ihr treuer Hund  
wird den Vollmond nicht mehr  
anbellern.

**Martha Fata****Opas Bild**

Ich bewahre ein vergilbtes Bild,  
ein altes, runzliges Gesicht.  
Ein Mann mit starken Händen,  
mit wenigen Worten, kühnem  
Herzen.

In mir lebt etwas Unbekanntes,  
etwas Fremdes, aber Uraltes.

Mir ist, als ob dies Bild  
mein Bildnis wäre,  
als ob mir dieser Blick  
schon tausendmal zuzwinkerte.

In mir leben tiefe Wurzeln,  
unbekannte, fremde, aber uralte.

**Nelu Bradean-Ebinger****Unser Deutschtum**

Mein  
Dein Deutschtum = unser Deutschtum  
Sein

Fragt man nach den Wurzeln,  
so laute die Antwort:  
tief im Gewimmel der  
mitteleuropäischen Geschichte.  
Sucht man nach Kriterien,  
so laute die Antwort:  
Es gibt nur ein Kriterium:  
wer sich zum Deutschtum bekennt,  
als Deutscher hier in Ungarn.  
Das sind wir,  
egal welcher Wurzeln, Kriterien,  
Vorurteile.  
Wir ziehen den Hut  
Vor Sprache, Geschichte, Kultur  
Unserer Ahnen  
Und fassen neuen Mut  
Für unser Deutschtum.

Mein  
Dein Deutschtum = unser Deutschtum  
Sein

**Engelbert Rittinger: Steigerung**

In dieser Heimat bin ich Schwabe,  
Hart, wie der Eiche Holz,  
Selbstbewußtsein, Recht und Habe  
Erfüllen mich mit Stolz.

Wenn mich Leute locken wollen,  
Auslands-Reichtum loben,  
Halten mich der Ahnen Schollen,  
Zieht mich Ungarns Boden.

Führt ein Raumschiff durch das  
Weltall,  
Worin Menschen reisen,  
Halte ich's für unser Denkmal,  
Stolz, auch Mensch zu heißen.

**Bilder, die erzählen***Bilder, die erzählen*

„Immer wieder kehrt man gerne in sein Heimatdorf zurück. Befangen sieht man die bekannte Gegend: Dorf und Flur an, die einst als eigener Lebensraum dienten. Der bekannte Klang der Muttersprache erregt Widerhall im Herzen. Die Liebe zur Heimat und Muttersprache regen mich dazu an, dass ich einen Teil der Forschung ihrer volkstümlichen Altentümer unternehme und sie von der Vergessenheit bewahre.“

Mit diesen Worten leitet **Ede Herger**, Autor der bekannten ungarndeutschen Märchensammlung „Der Teufelsgipfel“, sein Buch „**Mein Heimatdorf, Palkan/Palkonya**“ **Dorfgeschichte, Volkskultur und Märchen** ein. Ede Herger war nicht nur ein leidenschaftlicher Forscher seines Heimatdorfes, sondern er malte auch Gemälde und schrieb dazu Texte.

*Ein Dreschplatz mit einer Spreukammer - Aquarell, 1956*

Der Dreschplatz lag zwischen dem hinteren Hof und Gemüse- oder Obstgarten. Die Dreschplätze bildeten neben einander eine Kette, weil sie mit einem Fahrweg verbunden waren. So konnte man mit der Dreschmaschine leicht von einem Bauer zum anderen zwischen die zwei - bei der Einfuhr aus Weizen, Gerste und Hafer gesetzten - Schobern ziehen. Die Reihenfolge war also dadurch bestimmt, wie sie nacheinander folgten. Beim Dreschen halfen die Verwandten und die Nachbarn. Sie bedienten den Fütterer auf der Maschine, setzten den Strohschober, worauf ein Elevator das Stroh hochbrachte, trugen die Spreu in die Kammer, füllten die Säcke mit der Getreide (Weizen, Gerste und Hafer) und trugen die vollen Säcke die Stiege hinauf auf den Hausboden, wo die Körner ausgebreitet trockneten. Die Kinder hatten die Aufgabe, den Leuten, die am Dreschen teilnahmen, zu Trinken zu bringen. Die Hausfrau kochte an diesem Tag ein gutes Essen, z.B. Hühnerpaprikasch, Schweinebraten oder etwas Ähnliches, und bakte Kuchen und Kleingebäck. Das Dreschen war eine harte, schmutzige, sogar gefährliche Arbeit, aber auch ein Fest. Johann Pfeil hatte auch einen Traktor und eine Dreschmaschine, womit er nach der Einfuhr – die im Juli



geschah - jedem Bauer im August die Getreide ausdrosch. Der Maschinist war der Eigentümer der Maschine und der Fütterer war ein Angestellter. Diese Stellen verlangten Sachkenntnisse und Ausbildung, Die Arbeit des Fütterer war auch gefährlich. Unser Glöckner hat als 5-jähriger Junge beim Spiel mit den Kameraden in die Dreschmaschine fallend sein linkes Bein verloren und musste danach auf einem Holzbein gehen.

**Großmutter's Küche***Schmerbuchteln*

600 g Mehl, zwei Eigelb, 30 g zerlassenes Schmalz, Prise Salz, 30 g Hefe, 0,3 l Milch, etwa 0,15 l Wasser, 300 g Schmer, 2 Esslöffel Puderzucker, 1 Esslöffel Mehl, Saft einer halben Zitrone, Vanillezucker

Den Schmer durch den Fleischwolf drehen, mit Puderzucker, 1 Esslöffel Mehl und dem Saft einer halben Zitrone zu einem Teig kneten, mit Vanillezucker bestreuen und bei Seite legen. Aus Hefe, 0,1 l Milch, 1 Esslöffel Mehl und wenig Zucker einen Vorteig bereiten. 600 g Mehl in eine Schüssel geben, den Vorteig, Eigelb, Salz, verlassenes Schmalz hinzufügen und mit lauwarmer Flüssigkeit – Milch oder Wasser – zu einem geschmeidigen Teig verarbeiten. Den Teig gut kneten, warm gestellt etwa 30 Minuten gehen lassen. Sowohl den Hefeteig als auch den Schmereteig 0,5 cm dick ausrollen. Den Schmereteig auf die eine Hälfte des etwa doppelt so großen Hefeteigs legen, die andere Hälfte darüberschlagen. 20 Minuten an einem kühlen Ort ruhen lassen, etwa 1 cm dick ausrollen und in Vierecke teilen (8 x 4 cm). Auf jedes Teigstück eine beliebige Füllung geben (Nuss, Mohn, Marmelade, Quark). Die oberen Ecken fest auf die unteren Ecken drücken, damit die Füllung nicht herausfließt. Die Buchteln auf ein Backblech nebeneinanderlegen und noch einmal 35-40 Minuten an einem warmen Ort aufgehen lassen. Mit verquirltem Ei bestreichen und etwa 20 Minuten in heißer Röhre backen. Nach dem Backen mit Vanillezucker bestreuen.

*In: Omas Speisen S. 46-47 Deutsche Selbstverwaltung Gereschlak 2017*

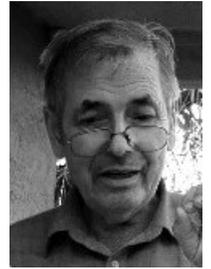


## *Lebensart*

### *Aus der Sammlung von Konrad Gerescher*

#### **Esskultur**

Essen hält Leib und Seele zusammen. Über unsere Esskultur im Südosten, damit auch der Batschka – welche in der Ernährung eine vollständige (und einzige!) Mischkultur mit anderen Nationen gewesen ist – haben unsere Menschen schon viel geschrieben und manches schöne Buch kam darüber in der neuen Heimat heraus. Das bekannteste stammt von Magda Weigand und bringt als Donauschwäbisches Kochbuch fast alles, was man über die Batschkaer Essgewohnheiten wissen müsste.



#### **Werktagskost**

An den Arbeitstagen hat man schon in aller Frühe, einige Stunden vor dem eigentlichen Frühstück, eine Schale Milch – dick oder frisch – getrunken, Brot hinein gebrockt oder Butterbrot dazu gegessen. Wenn man auf das Feld fuhr, hat man einen Brotbeutel aus dickem Leinen oder einen ledernen Tornister mit Brot, Schinken, Speck, Wurst, Saurem und einer Flasche Wein vollgepackt; dazu kam immer noch ein Steinkrug mit sauberem Brunnenwasser. Davon konnte man sich dann zum Frühstück, Mittagessen und zur Jause nehmen, wozu man Appetit hatte. An Besteck wurde nur ein Schnappmesser/Taschenmesser mitgenommen. Spät abends wurde dann daheim etwas Warmes als Nachtmahl gegessen. Hatte man nur in der Hauswirtschaft zu tun, aß man schon zu Mittag was Warmes. Das war immer mehr Mehl- und Kartoffel- als Fleischspeise; und zu allem nahm man Brot, sonst wäre man nicht satt geworden. Höchstens wurde einmal während der Woche ein Fleischgericht extra gekocht und montags war sowieso noch etwas vom Sonntag übrig. Freitags war Fastentag mit Freitagsessen und es kam – ärmlicher – ein Bohnen- und – reichlicher – ein Fischgericht auf den Tisch.

#### **Feiertagskost**

Das Sonntags- und Feiertagsessen war gewöhnlich oder meistens gleich: Zum Frühstück eine Milchspeise mit Zopfstrudel; als Mittagessen Rindsuppe mit dünnen Nudeln, gekochtem Rindfleisch mit Tomatensoße, danach Kuchen mit eingelegtem Obst; zum Nachtessen kalter Schweinebraten mit Meerrettichsoße und Eingemachtem. Nur in der Zeit vor dem Schnitt, wenn das Hausgeld knapp war, schlachtete man eigenes Geflügel und machte daraus Suppe, Paprikasch und Braten. Geflügelfleisch war Werktagsfleisch, ebenso wie Fisch oder Wildfleisch. Fein genug für einen christlichen Feiertag war nur, was frisch vom Fleischer geholt wurde – auch wenn man es aufschreiben ließ. Ausnahmen machte man, wenn Besuch kam, angemeldet oder nicht, dann kam sowohl Gekauftes wie Eigenes, als Braten und Paprikasch, immer gleich und viel auf den Tisch.

#### **Arbeitskost**

Auf eine längere Fahrt nahm man Jausenbrot mit. Das war das gleiche wie bei der Arbeit auf dem Feld, nur dass man es im Flechtkorb trug. Und wenn etwas davon bei der Heimkehr übrig war, schätzten wir es als 'Hasenbrot' und aßen es gerne. Die Kinder nahmen für die Schule das Schulessen entweder von daheim mit oder, wenn sie arm waren, bekamen sie es von der Gemeinde und aßen es in der Jausenzeit. Weiter gab es noch als besondere Essarten das Essen für die Schnitter, Drescher, Zinsare, Beresch, Tagelöhner, Hüter/Halter und andere ähnliche, bei denen die Arbeitsherren nicht allein bestimmen konnten, was und wie zu kochen sei; z.B. hatte das Schnitteressen immer aus gleichem gemischtem Paprikasch mit Kartoffeln und Fleisch bestehen müssen; für den Zinsar-Tierhändler gab es Braten und Wein; die Tagelöhner bekamen meistens Kaltes/Geräuchertes auf das Feld mit; der Hüter aß fast jeden Tag Speck und Brot mit Zwiebeln, daneben was gerade in seiner Nähe auf dem Felde reif war.

*Man muss sein Leben aus dem Holz schnitzen, das man hat.*

*Theodor Storm*

*Wie hoch auch jemand sitzen mag, sitzt er doch nur auf seinem Hintern.*

*Victor Hugo*

**Ungarndeutsches Bildungszentrum*****Exzellenzpreis für das Projekt: Schachtel macht Schule***

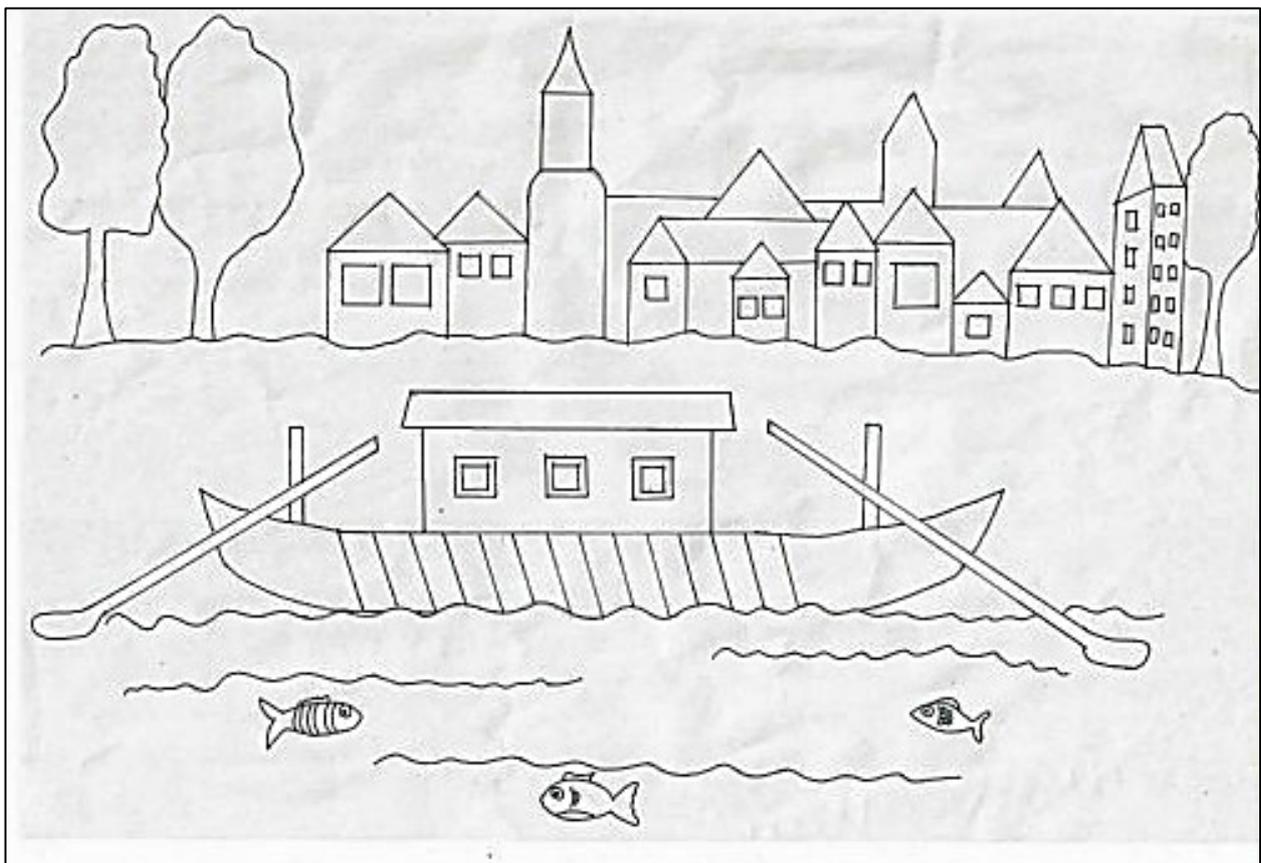
Mit dem Projekt „Schachtel macht Schule“ hat sich das UBZ an dem Wettbewerb der Deutschen Industrie- und Handelskammer mit dem Titel „Schüler bauen weltweit Brücken“ beworben. Bei diesem zweijährlich ausgeschriebenen Wettbewerb für deutsche Auslandsschulen werden solche vorbildlichen Initiativen prämiert, durch die Verbindungen zwischen den SchülerInnen der deutschen Auslandsschulen und SchülerInnen anderer Schulen im Sitzland, der Bevölkerung und den Akteuren der Wirtschaft erstellt und vertieft werden. Bei der diesjährigen Ausschreibung haben sich 45 deutsche Auslandsschulen aus der ganzen Welt beworben, 10 Bewerbungen wurden durch eine fachkundige Jury ausgewählt. Das Ungarndeutsche Bildungszentrum hat mit seinem Projekt „Ulmer Schachtel macht Schule“ einen „Exzellenzpreis“ und den damit verbundene Geldpreis erhalten.

In Anlehnung an das im Oktober letzten Jahres Ulmer-Schachtel-Baja-Denkmal, das von den drei ungarndeutschen Organisationen in Baja initiiert und dank landes-, ja sogar

weltweiter Unterstützung verwirklicht werden konnte, wurde im UBZ ein facettenreiches Projekt erarbeitet.

SchülerInnen und Lehrkräfte des Instituts gingen der Frage nach, auf welche Weise sich das Landesdenkmal der Ansiedlung der Deutschen in Ungarn in den Unterricht und in das gesamte Schulleben integrieren lässt. Während des Projekts wurden bereits vorhandene Arbeitsblätter gesammelt, SchülerInnen haben u.a. eine Ausmalschablone und ein Informations- und Werbevideo über das Schiff erstellt. Bereits vor der Übergabe haben die SchülerInnen an der Übersetzung der Texte für die Ausstellung in der Schachtel mitgewirkt und hatten Aufgaben bei der feierlichen Eröffnung übernommen. Sie waren hier als Hostessen eingesetzt und haben auch das Programm der Feierlichkeit mitgestaltet.

Einen wichtigen Teil des Projekts stellt dar, dass SchülerInnen sich freiwillig für die online-Ausbildung und Prüfung für den „Ulmer-Schachtel-Führerschein“ anmelden können. Acht SchülerInnen haben die Anforderungen schon erfüllt und werden in Zukunft interessierte Gruppen bei der Besichtigung der Ulmer Schachtel Baja begleiten.



Quelle: <http://www.mnamk.hu/ubz>

**Unterricht**

## Digitaler Unterricht im UBZ

Wie wird im Ungarndeutschen Bildungszentrum der außerschulische, digitale Unterricht umgesetzt? Darüber berichten die Leiterinnen der Institution:

„Tradition und Innovation“ – so lautet das Erziehungs- und Kultur-Programm des Ungarndeutschen Bildungszentrums Baja in zwei Worten zusammengefasst.

Als Folge der Corona-Pandemie tritt derzeit die Tradition in den Hintergrund: Die traditionelle Form der Bildung und Erziehung im Klassenraum wird durch den außerschulischen Unterricht abgelöst. Die Fahrten (u.a. in deutschsprachige Länder) wurden auf unbestimmte Zeit verschoben, auch die Inlandsreisen – wie Dorfprojekte, die Projektbesuche in ungarndeutschen Ortschaften – sind eingestellt worden. Man wird sich in den nächsten Wochen auch nicht zu den gewohnten kulturellen Veranstaltungen – zum regionalen Rezitationswettbewerb, zum Musiknachmittag oder zum ungarndeutschen Tanzhaus – ins UBZ kommen. Damit die Mitglieder der Schulgemeinschaft den Kontakt zueinander aufrechterhalten können und der Unterricht weiterhin läuft, werden aktuell die digitalen Kommunikationskanäle systematisch ausgebaut. Somit verschiebt sich der Akzent im UBZ durch die Corona-Krise voll und ganz auf die Innovation. Pädagogen stellen in einem Schnellschritt doch sehr professionell ein digitales Netzwerk auf, wo die Schüler/Innen in jedem Fach mit ihren gewohnten Lehrer/Innen interaktiv

arbeiten können. In den Klassen 4-13 sind es Teams-Gruppen, die als digitales Klassenzimmer dienen, bei den Kleineren andere Kanäle, die mit Unterstützung der Eltern genutzt werden können. Sogar die Kindergartenkinder erhalten von den Kindergartenpädagoginnen regelmäßig „Sendungen“ (deutschsprachige Lieder- oder Märchenvideos, Aufgaben etc.) durch Gruppen der sozialen Medien.

Die Mitglieder der Gemeinschaft lassen sich durch die Schulschließung nicht voneinander trennen. Die Kontakte werden gepflegt, (Zu)-Haus-Aufgaben erteilt und erledigt, und den Lehrer/Innen wird es warm ums Herz, wenn ihre Schüler/Innen mit einem Smiley oder einem Herzchen spontan Rückmeldung geben.

Vor dem UBZ steht das Landesdenkmal der Ansiedlung der Ungarndeutschen. Zur Zeit der „Schwabenzüge“ gab es in Ungarn Seuchen und Not, die von den Gemeinschaften der Siedler bekämpft wurden. Die „Ulmer Schachtel“ des UBZ wurde im Sommer 2019 auf den Namen „Hoffnung“ getauft, symbolhaft für Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft! In diesem Sinne arbeiten wir im UBZ, und bieten allen die Zusammenarbeit und unsere Unterstützung an, um gemeinsam die Krise zu überwinden und mit neuem Schwung durch Tradition und Innovation weiterzukommen.

**Die Leitung des UBZ**

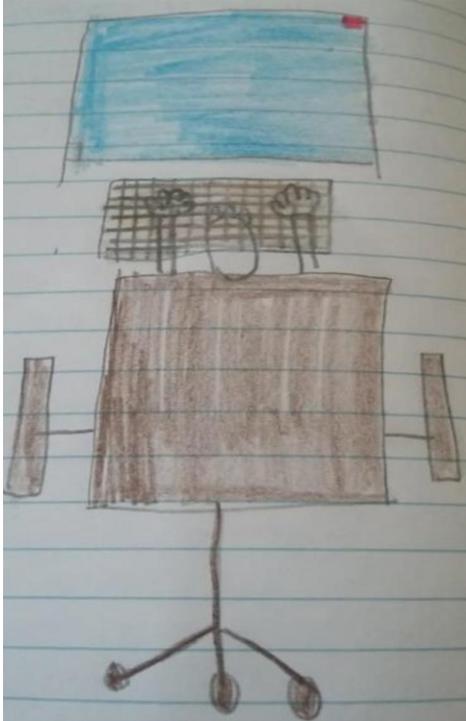
**Quelle: [www.mnamk.hu/ubz](http://www.mnamk.hu/ubz)**



**Grundschule**

## Digitales Lernen in der Unterstufe der Grundschule

### Ohne Schule – Onlineschule



Die erste Woche, als wir schon von zuhause lernen sollten, war nicht so gut, weil wir an diese sonderbare Lage noch nicht gewöhnt waren. Es kann aber sein, dass es mit der Zeit besser wird. Wir gestalten einen neuen Tagesablauf, wir lernen neue Lernmethoden kennen. Wenn wir in der Schule sind, können wir besser arbeiten, aufpassen, aber zu Hause kannst du Pause halten, wenn du willst. Zu Hause habe ich keine Lust, mit den Hausaufgaben anzufangen, aber wenn ich mit dem Lernen angefangen habe, löse ich alle Aufgaben problemlos.

Ich freue mich nicht, dass es keine Schule gibt, weil ich mit meinen Freunden nicht spielen kann. Es gibt keine Sportstunden, keine Gruppenaufgaben, kein gemeinsames Mittagessen. Zu Hause zu lernen ist anders, da nicht die Lehrerinnen das Thema erklären, sondern Papa oder Mama hilft uns. Ich wäre lieber in der Schule als zu Hause. Ich hoffe sehr, dass wir dieses Schuljahr nicht wiederholen müssen. Ich bin ein bisschen aufgeregt wegen der Schularbeiten, da wir sie online schreiben.

Ich hoffe, dass wir bald in die Schule gehen dürfen, uns mit unseren Mitschülern und den Lehrerinnen treffen können und alle gesund bleiben.

*Martin Rutterschmidt 4a*

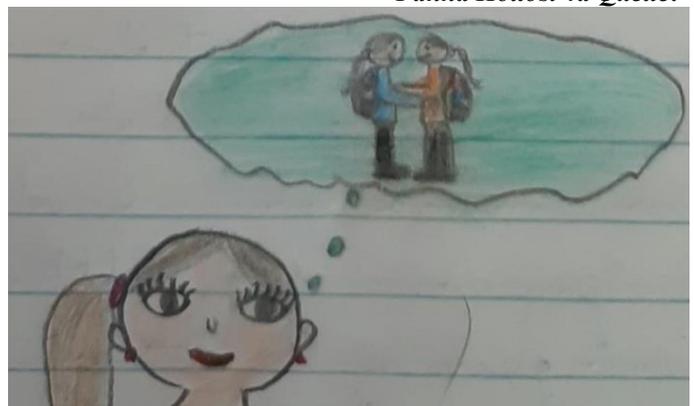
## Der digitale Unterricht

Das ganze habe ich erst in der zweiten Woche wahrgenommen. Ich war aufgeregt, was jetzt wird. Die ganze Lage war ungewohnt. Meine Mitschüler fehlten mir und am Anfang gefiel mir der digitale Unterricht nicht. Ich würde lieber in der Schule sitzen und dort lernen. Aber Learningapps-Aufgaben gefielen mir. Am Ende der Woche war ich mit diesem System schon befreundet. Am Donnerstag hatte ich Klavierunterricht. Es war nicht so schlimm, dass ich von zuhause lernen sollte, weil ich meine Aufgaben schnell gelöst habe. Ich war aber ganz aufgeregt, als ich online vor meiner Lehrerin das Gedicht „Nemzeti dal“ aufsagen musste. Manchmal konnte ich den Laptop nicht mehr anschauen, weil es sich für mich so angefühlt hat, als ob mir die Augen gleich zufallen würden. Quizlet mag ich nicht, aber die Kontrollaufgaben beim Lesen sind am besten.

Alle Leute von der Schule fehlen schon, auch das Geschrei meiner Mitschüler. Ich wäre froh, wenn wir in der Schule

lernen könnten und ich nicht den ganzen Tag vor dem Computer sitzen müsste. Aber ich freue mich darüber, dass ich nicht krank bin.

*Panna Hollósi 4a Quelle:*



[www.mnamk.hu/ubz](http://www.mnamk.hu/ubz)

Trachttag

TrachtTag daheim

Am 24. April haben wir unsere ungarndeutsche Volkstracht zum sechsten Mal gemeinsam gefeiert. Der einzige Unterschied zu den vergangenen Jahren war, dass wir es diesmal zu Hause getan haben.

Wir haben an einem Wochentag einen Teil unserer ungarndeutschen Tracht angezogen und einen durchschnittlichen Freitag zum Feiertag gemacht. Wir haben uns an unsere Ahnen erinnert und unser Erbe im Alltag gezeigt.

Wir möchten allen zeigen, dass die Teile der Vergangenheit ein wichtiger Bestandteil unserer Gegenwart sind.

Enikő Hajós



Quelle: [www.mnamk.hu/ubz](http://www.mnamk.hu/ubz)



## Kleine Deutschstunde

*Lautmalerische und klangschöne Wörter im Deutschen*

Ordne die Wörter den dazu gehörenden Erklärungen zu!

1. <i>Flipflop</i>	j. sehr wütend
2. <i>Flügelflatterschlagen</i>	n. Durcheinander
3. <i>fuchsteufelswild</i>	k. ein Geräusch, das Vögel machen
4. <i>Gluckgluck</i>	b. einfacher Sommerschuh
5. <i>Halligalli</i>	c. über Hals und Kopf
6. <i>Holterdiepolter</i>	f. Geschwätz, Unfug
7. <i>Kuddelmuddel</i>	d. überflüssiges Zeug, Kram
8. <i>Larifari</i>	g. schlechte Handschrift, Krakelei
9. <i>nigelnelneu</i>	t. Affäre, Liebelei, Liebesbeziehung, Liebschaft, Verhältnis
10. <i>Klimbim</i>	s. unklares Gerede, Unklarheit
11. <i>Krickelkrackel</i>	e. mit allem Drum und Dran
12. <i>Pipapo</i>	a. Geräusch beim Trinken
13. <i>Schlaraffenland</i>	o. Lärm, Wirbel, Rabatz
14. <i>Tamtam</i>	p. Träumerei, Traumschloss
15. <i>Wolkenkuckucksheim</i>	m. Party, Trubel, ausgelassener Lärm, der nicht jedem immer recht ist
16. <i>Techteltmechtel</i>	h. sehr neu
17. <i>wischiwaschi</i>	i. ein Ort, an dem man nicht zu arbeiten braucht, aber trotzdem alles bekommt

Lösung: auf Seite 36

*Heiterkeit des Herzens schließt wie der Frühling die Blüten des Inneren auf.**(Jean Paul)**Höre nie auf anzufangen, fange nie an aufzuhören.**(Unbekannt)*

## Abiturfeier

### *"Wir haben es geschafft!"*

Dies sagte Petra Eifried, Schülerin der Klasse 12 B des Ungarndeutschen Bildungszentrums, in ihrer Festrede auf der Abiturfeier der Institution, die am 20. Juni 2020 um 10 Uhr stattfand. Zuvor hatten die Schüler noch eine Abschieds-Klassenlehrerstunde. In diesem Jahr verabschiedeten sie sich wegen der Pandemie in dieser Form von ihrer Schule und ihren Lehrern.



Der Ort für die Übergabe der Abschlusszeugnisse, die UBZ-Sporthalle, war diesmal - im Vergleich zu anderen festlichen Anlässen - etwas ungewöhnlich eingerichtet. Auf dem Parkett waren weiß bezogene Stühle in ausreichendem Abstand voneinander aufgestellt, auf denen wegen der immer noch bestehenden Infektionsgefahr außer den Absolventen nur ihre Lehrer und die eingeladenen Gäste saßen. Für die Eltern und die Verwandten der Abiturienten wurde eine digitale Aufnahme von der Feier gemacht, damit auch sie Teil der Veranstaltung sein konnten.



In ihrer Begrüßung verwies die Hauptdirektorin Terézia Szauter auf die besondere Situation. Sie sei sehr stolz darauf, dass trotz der erschwerten Bedingungen wegen der Pandemie 100 SchülerInnen des UBZ das Abitur erfolgreich abgelegt

haben. 46 von ihnen können sowohl das deutsche als auch das ungarische Abiturzeugnis übernehmen, 36 SchülerInnen haben ein ungarisches Abitur und 18 Jugendliche verlassen die Einrichtung mit einem Abiturzeugnis und mit einem Abschluss als Hotelrezeptionist.

Im Namen der Deutschen Botschaft in Budapest gratulierte Katja Dormann den AbsolventInnen und ihren Lehrern. Sie betonte, dass sie das UBZ bereits mehrmals besucht hätte, auch als die Schule das Gütesiegel „Exzellente Deutsche Auslandsschule“ vom Botschafter übernommen habe. Sie ist mit der hier geleisteten wertvollen Arbeit bestens vertraut und schätzt das UBZ als eine Art von Brücke zwischen Deutschland und Ungarn.



Laut Miklós Egri, dem Vorsitzenden der Trägerstiftung, ist es von großem Wert, dass jeder, der an dieser Schule ein Abitur macht, viel mehr weiß, als die Qualifikationen in seinem Zeugnis zeigen. Die Schüler des deutschen Gymnasiums in Baja haben auch solche Fähigkeiten erworben, die heute äußerst wichtig sind, wie z. B. die Debattenkultur und die dafür erforderlichen Argumente, Projektmanagement oder sogar die mehrsprachige Kommunikation.

In ihrer Rede, die auch einen historischen Ausblick enthielt, betonte die Deutsche Direktorin Dörte Christensen, die sich am Ende des Schuljahres ebenfalls verabschiedet, dass jedes Jahr talentierte und umfassend gebildete junge Menschen das UBZ verlassen, auf die Europa mit Recht zählen kann. " Mischt Euch ein, erhebt Eure Stimme, macht diese Welt zu einer besseren Welt! " bat sie zum Schluss die AbsolventInnen. Im Namen Abiturjahrgangs sprachen Petra Eifried und Györgyi Csenge Maros zu den Anwesenden. „Wir haben viele gemeinsame Erfahrungen gemacht, wir haben viel gelernt, wir haben unzählige neue Erkenntnisse gewonnen. Es war nicht einfach, sich online auf die Abiturprüfung vorzubereiten, wir

können aber stolz behaupten: Wir haben es geschafft! Danke an unsere Lehrer, unsere Eltern! “



Die Reihe der Festreden wurde von Johannes Schmid, einem Pädagogen aus Deutschland, Klassenlehrer der einen Abschlussklasse, beendet. Er zog eine Parallele zwischen der Ulmer Schachtel, die auf dem Schulhof steht, und dem Papierboot, das er während der Rede von Hand faltete. Er bat die Schüler, offen zu sein und sich den neuen Herausforderungen mit Mut zu stellen!

Im Festprogramm sang der Lehrerchor des UBZ das Lied „Schön ist die Jugend“, die Internatsband spielte zwei ungarische Lieder, im Vortrag von Hanna Mihálovics folgte ein Klavierstück und Eliza Emmert spielte Flöte. Wir konnten auch Jasmine Thompsons „Old Friends“ bewundern, aufgeführt von Eszter Hambalkó, Kloé Reinhardt und Anna Nagyapáti.

Nach den Festreden folgte der wichtigste Teil der Veranstaltung, die Übergabe der Abiturzeugnisse und der DSD II - Sprachdiplome. Die besten Schüler erhielten Auszeichnungen für ihre herausragenden Abiturergebnisse, für die Gemeinschafts- und Sport- Aktivitäten und für die Bewahrung der Werte der Ungarndeutschen. In diesem Jahr erhielt Eliot Nagy den Kuratoriumspreis und die dazu gehörenden 100.000 HUF. Es war eine schöne Idee, dass jeder Absolvent ein Lied wählen durfte, das ertönte, als er sein Zeugnis übernahm.



Alle Anwesenden freuten sich über die feierliche Atmosphäre der Veranstaltung nach der bedrückten Stimmung der letzten Monate. Die Feier und das Schuljahr wurden mit der Europahymne abgeschlossen, und die Gemeinschaft des UBZ konnte zu Recht das Gefühl haben: Wir haben es geschafft!

*Antal Fiedler*

## Ungarndeutscher Jugendpreis

Im Rahmen der Abiturfeier des Ungarndeutschen Bildungszentrums wurde auch der „Ungarndeutsche Jugendpreis“ vergeben, der von der Deutschen Selbstverwaltung Baja gegründet wurde. Geehrt werden mit dem Preis solche Abiturienten des Ungarndeutschen Bildungszentrums, die sich bewusst zum Ungarndeutschtum bekennen und sich für die deutsche Nationalität, die Pflege und Erhaltung der Sprache, der Kultur und der Identität der Ungarndeutschen während ihrer Gymnasialzeit einsetzen. Der Preis ging dieses Jahr an **Natália Hedrich** aus Tschatali/Csátalja.

*Herzlichen Glückwunsch und weitere erfolgreiche Tätigkeit für die deutsche Nationalität!*

## Geistesblitze von Jakob Ternay

*Stimmt einer allem und jedem zu, kann bei ihm etwas nicht stimmen.*

*Ein Mensch, der nicht weiß, was er will, steht sich selbst im Wege.*

Lösung von Seite 34: 1b, 2k, 3j, 4a, 5m, 6c, 7n, 8f, 9h, 10d, 11g, 12e, 13i, 14o, 15p, 16t, 17s

**In stiller Trauer**

## Frau Ilona Szörényi

*„Mit dem Tod eines geliebten Menschen  
verliert man vieles,  
niemals aber die gemeinsam verbrachte  
Zeit.“*



*Mit diesen Worten nehmen wir von  
Frau Ilona Szörényi Abschied.*

*Während ihrer 35 jährigen  
Lehrerlaufbahn erweckte sie das  
Interesse von zahlreichen  
SchülerInnen für die Literatur. Sie  
war eine von den Gründern des  
1959 selbstständig gewordenen Leo  
Frankel Deutschsprachigen  
Gymnasiums in Baje. Bis zu ihrer  
Pensionierung 1985, verbrachte sie  
25 Jahre im Rechtsvorgänger des  
Ungarndeutschen  
Bildungszentrums.*

*„Tun, was getan werden muss, den  
Anforderungen entsprechen. Vor  
allem denen, die man sich selbst  
gegenüber stellt“, war Ihr  
Pädagogen-Credo.*

*Ihre KollegInnen und ehemaligen  
SchülerInnen bewahren Sie in guter  
Erinnerung.*



*Als die Trauernachricht mich erreichte, wurden in mir  
Erinnerungen wach.*

*Ihre zierliche Gestalt, das für sie so typische verspielte Lächeln  
um ihren Mund, ihr sanfter Blick haben sich während meiner  
Gymnasialjahre und später, bei unseren fünfjährlich  
wiederholenden Klassentreffen in mein Gedächtnis  
eingebrannt.*

*Ihre Ausstrahlung, ihre weisen Worte hatten auf uns,  
14-18-jährige Jugendliche eine große Wirkung.*

*Bis 2014 verging kein Klassentreffen ohne Sie, und solange es  
Ihr Gesundheitszustand erlaubte, hat sie uns mit ihrer  
Teilnahme an den UBZ-Schwabenbällen beehrt.*

*Als ich einmal ein Interview mit Ihr machte, fragte ich Sie:*

*- Welche Gedanken hinterlassen Sie Ihren ehemaligen  
Schülern?*

*Heute noch klingt ihre Antwort in meinen Ohren:*

*- Oh mein Gott, sie sollen einander lieben, und all die, mit  
denen sie in Berührung kommen!*

*Mit diesem Gedanken nimmt sie Abschied von uns allen...*

*Rosemarie Gerner- Kemmer*

## Geistesblitze von Jakob Ternay (aus Pirna, geboren in Waschküt)

*Wenn Leidwolken den Himmel verfinstern, kann schon ein mitfühlendes Wort zum Lichtblick für uns werden.*

*Die Hoffnung ist unser Anker im stürmischen Wellengang der Zeit.*

*Zu einem wahrhaftigen Menschen wird der Mensch erst durch die Liebe zu anderen Menschen.*

*Weisheit ist die Ernte eines bewusst gelebten Lebens.*



Liewr Fraind Stephan,

hoffentlich geht's tr kut un hosch nix mit tem treckige klane Virus zu tun k'hat, tes unsr Lewe in tr letschti Zeit vrändrt hot. Zum Glick isch in meinr Umgebung niemand erkrankt, awr mr hen aa all's eikhalde, was vork'schlage und vork'schriewe war.

Wie gut, tass ich tr a Mail schreibe kann und nit uf tie Poscht geh muss a Brief ufkewe. Geschtr bin ich tart vorbeik'fahre un hab k'sehne, wie tie Leit vorm Gebäude in tr Reih, 1-2 Metr vun einander stehn. Ich hab nar selten s Haus vrlosse, eikhaafe bin ich aa nar 1-2 Moul in tr Woch kange. Ich maan vor allm hen die Ärzte, die Krankeschweschter viel k'leistet, awr aa die Verkaiftr und alli die in tr Dienstleitung arwede vrdiene a Lob.

Die Familie mit Kindr hen's aa nit aafach khat. Die in am Familienhaus wohne, hen jou kenne auf tr Hof odr in tr Garte nausgeh, awr in anre Zweizimmerwohnung mit klaani Kindr eigschlosse sei, war sichr nit aafach.

Ich hab mich jedr Tag in meim Garte umk'schaat, so hot's Gras uns Unkraut ka Chance khat zu wachse, weil ich sie im Nu rausk'hakt hab.

In anre Ermussung steht, dass die Leit vun Woche zu Woche mehr Zeit vorm Fernseh v'rbrocht hen, im Durchschnitt sogar 6 Stunde. In anre andri Statistik haaßt's, dass vieli vun Nasche zuknumme hen, dass mehr Gewalttate in ten Ehen vorkomme sin und die Zahl vun tr Scheidunge aa k'stiege is.

Ob tes Lewe wiedr zruckkehrt in sei normale Form? So manches waert sich sichr ändre. Ware mr uns bei tr Begrüßung wietrhin die Hand odr a Pusi kewe? Geh'mr oft zum Arzt zu anre Routinuntrsuchung odr wert tes online k'macht? Ware noch großi Konzerte far die Jugendliche organisiert? Gibt's noch großi Schwowebälle in ter Faschingszeit? Wert's Bargeld ganz vrschwinde?

Mal sehne, wie sich tes entwickelt. Was maansch tu trzu?

Ich bin naigierich, wie tu die letschti Monate erlebt hosch.

Es griebt dich die Fraind

tr Manfred Mischke



Liewr Freind Mischke,

Schee, tass tu ten Alda net vrgessa hascht! Gottseitank, ich leb aa noch..., awr tie letschti 3-4 Monate tät ich gern vrgessa! Am Aafang hew ich tes net so ernscht g'numa, awr spädr als ich allweil un iwrall tes heb messa heera' :Bleib' drhaam! Na war tes gar nimmer so harmlos. Ich heb a 2 Maske gekhaft, un bin schee trhaam gepliewa... Mei Kin'r hen mich durch's Fenschtr g'fudert, un ich heb ten ganzi Tag in tr Stuwa un Garte vrpracht. Ich heb a pissl Kocha glernt un viel telefoniert.

Aldi Schulkhumrada hen aakrufa, aldi Freinde hen sich g'meld... Un so oft hew ich an mei Großeldra gedenkt, die hen mir öfters iwr solichi Krankheitsseiche erzählt. Vor 100 Jahr sain starik viel Leit' an tr spanisch Krankheit, Difterie, Pocke gstorwa, in alli Familien ware Todi! Mei Omami hat 3 Briederli un 1 Schwesterli v'rlora, un mai Opa aa 4 Geschwister, in aner Woch sogar sain 2 g'storwa: an 6 Jahr alter un ani mit 10 Monat! Tamals wara in jeder Familie viel Kin'r, un der Dokt'r war gega den Viren auch hilflos. Als Einemmsach war Kamilletee un paar Heilkräite.

Nach tem Erschte Weltkrieg sain uf aamal weniger Kinr uf die Welt khuma. Tes is heint noch a Rätsl, wie un warum? Heind, ist tes ganz selt'n tas aa Kind sterbt. Mai Erfahrung war, tass tie Jungi tie Vorschrifte gar net ernscht gnumma hen, sie ware froh, hen net messa in tie Schul geh'! Ich mahndrum sain a nar Aldi krank ware' un g'storwa!

Tie Welt hat sich starik geän'rt, tie Leit sain gscheid'r wara, awr tie Viren hen was uns gezeit, tas tie Natur toch mächtig is, un tie Menschheit muss vorsichtiger un nachtenklicher handla. Ich kann nar hoffe, ich wer' sowas niemehr erlewa! Awr tu pischt noch jüngr, also Owacht kewa!

Ich winsch tr a scheenr Summr ohne Virus, ohne Maske un Quarantäne.

Stephanvettr





Schmunzelecke

Ein Mann kommt nach Hause vom Arztbesuch:

„Erzähl, was hat der Arzt gesagt?“  
„30 Euro bitte“  
„Ja ok, aber was hattest du?“  
„20 Euro“  
„Nein, was fehlte dir?“  
„10 Euro“



Auf dem Dorf-Marktplatz:

Eine Kundin fragt den Verkäufer: „Entschuldigen Sie bitte. Sind diese Tomaten gentechnisch verändert.“

Erwidert der Verkäufer: „Warum möchten Sie das wissen?“  
Meldet sich die Tomate: „Ja, warum wollen Sie das wissen?“



Ein Mann geht zum Arzt:

Patient: „Herr Doktor, ich weiß jetzt echt nicht, was ich noch machen soll. Ich huste die ganze Zeit. Ich habe auch so ein Kratzen im Hals und kann nicht so gut atmen.“

Doktor: „Rauchen Sie?“

Patient: „Ja, wie verrückt, aber es hilft nicht.“



Ein Mann liest in einem Magazin und sagt zu seiner Frau:

„Du Schatz, hier steht, dass Frauen in einem Jahr fast doppelt so viel sprechen, wie Männer.“

Sagt die Frau: „Tja, das liegt daran, dass wir euch immer alles zweimal sagen müssen.“

Beim Doktor:

„Haben Sie meinen Ratschlag befolgt und mit offenem Fenster geschlafen?“  
„Ja, habe ich.“  
„Und, ist der Husten verschwunden?“  
„Das einzige was verschwunden ist, ist mein Laptop und mein Smartphone.“



Häschen Harald geht in Apotheke. "Hat DU Zyankali"

"Nein, das dürfen wir nicht verkaufen", erwidert der Apotheker.

Häschen Harald gibt nicht auf. Jeden Tag fragt er nach: "Hat du Zyankali".

Eines Tages gibt der Apotheker auf und hat dem Häschen Harald Zyankali auf dem Schwarzmarkt besorgt:

"Ja, du kleines nerviges Häschen. Heute habe ich Zyankali".

Sagt das Häschen: "Mut Du wegschmeißen! Das ist giftig!"

Beim Zahnarzt:

„So meine Kleine, dann öffne mal bitte deinen Mund schön weit offen, so kann der Onkel Doktor die Hand, auf die du gerade beißt, wieder rausnehmen.“



"Ich habe jede Nacht den selben Traum", erzählt der Patient dem Psychiater.

"Erzählen Sie doch mal!", ermutigt dieser seinen Patienten.

"Nun, ich stehe vor einem Tor, wo ein Schild hängt. Ich drücke und drücke und drücke. Aber das Tor geht nicht auf!"

"Interessanter Traum...", meint der Psychiater, "was steht denn auf dem Schild?"



"Bitte ziehen!"

Mein Hund findet alle meine Kleider toll.

Wenn ich ihn frage, wie ich in dem Kleid aussehe, sagt er immer: „WOW“.





## Ulmer Schachtel in Baja

# Das Projekt Ulmer Schachtel

## an der Donau in Baja, in der Donaustraße



Die **Deutsche Selbstverwaltung Baja**, die **Stiftung für die Ungarndeutschen im Komitat Bács-Kiskun** und der **Deutsche Kulturverein Batschka** haben in Vereinbarung mit dem **Ungarndeutschen Bildungszentrum** in Baja eine Ulmer Schachtel in Originalgröße errichtet.

Das Schiff dient einem **dreifachen Zweck**:

1. Es stellt ein **Denkmal** für unsere Ahnen dar, die überwiegend in dem 18. Jahrhundert mit solchen Schiffen aus süd- und mitteldeutschen Gebieten nach Ungarn gewandert sind und mit ihren Fachkenntnissen und ihrem Fleiß zum Wiederaufbau des Landes nach der Türkenzeit wesentlich beigetragen haben.  
Es soll der kommenden Generationen auf ihre Herkunft hinweisen, aber gleichzeitig auch die Verbundenheit mit unserer engeren Heimat der Batschka zeigen.
2. Es ist eine **touristische Attraktion** in Baja bzw. im Komitat Bács-Kiskun, wo noch viele Ungarndeutsche leben, aber auch viele ausländische Gäste gerne einen Besuch abstatten. Da diese Ulmer Schachtel das einzige in Originalgröße gebaute Schiff im Land ist, erhoffen wir, dass es viele Interessenten nach Baja lockt.
3. Dieses Schiff ist ein besonderer **Lernort**, der in der eigenartigen Form eines Lehrpfades für **Unterrichtszwecke** dient. Es soll beim Volkskundeunterricht den Schülern helfen die Geschichte und die Kultur der Ungarndeutschen besser zu verstehen. In der Hütte auf dem Deck des Schiffes können nämlich Schulklassen, Touristengruppen und Einzelbesucher empfangen werden, um mit ihnen gemeinsam Projekte durchführen bzw. Ausstellungen organisieren zu können.

**Ort:** Ungarndeutsches Bildungszentrum

**Betrieb:** Kulturabteilung des Ungarndeutschen Bildungszentrums

# Spendenaktion

Tragen auch Sie zur Einrichtung und Instandhaltung der **Ulmer Schachtel in Baja** bei, indem Sie eine **Flusskilometerkarte** kaufen.

Die Donaustrecke zwischen Ulm und Baja ist ca. 1100 km lang. Machen auch Sie bei dieser virtuellen Reise mit.

## Eine Flusskilometerkarte für 1 km kostet 1000 Ft.

Flusskilometerkarten gibt es im Werte von 1.000, 5.000, 10.000, 50.000, 100.000 und 1.000.000 Ft. Sie können aber natürlich auch selbst bestimmen, für wie viel Kilometer Sie eine Karte kaufen wollen.

Egal, für welche Spendenhöhe Sie sich entscheiden, Sie leisten einen wichtigen und hochgeschätzten Beitrag zur Einrichtung und Instandhaltung der Ulmer Schachtel in Baja.

**Kontoinhaber:** Bácskai Németekért Közalapítvány

**Kontonummer:** OTP 11732033-20003067

**International:** IBAN HU80 1173 2033 2000 3067 0000 0000

**SWIFT KOD(BIC):** OTP VHUHB

Bei **Verwendungszweck** bzw. **Vermerk** geben Sie bitte Ihren *Namen und Wohnort* bzw. „*Ulmer Schachtel in Baja*“ an.

Spenden können:

Privatpersonen, Unternehmen sowie sonstige Organisationen und Institutionen.

Ihr Name wird ins digitale **Spenderregister** des Projekts eingetragen.

**Die Liste wird in „Batschkaer Spuren“ vierteljährlich veröffentlicht und im Logbuch der Ulmer Schachtel eingetragen.**



In nachfolgender **Spenderliste** sind (in der Reihenfolge des Eingangs der Spenden) diejenigen Personen bzw. Institutionen aufgeführt, die **im Jahre 2020** das Projekt „Ulmer Schachtel in Baja“ durch den Kauf von „**Flusskilometerkarten**“ unterstützt haben.

**Die vollständige Liste der Spender seit 2016 können Sie im Logbuch der Ulmer Schachtel finden.**

(Die genaue Summe wird nur dann bekannt gegeben, wenn die Spende über 100.000 Ft liegt.)

<b>Spenderliste der Privatpersonen</b>			
<b>Harald Welte 350 Euro</b>	<b>Mietingen / DL.</b>	Gyula Wagner	Budapest
Kaspar Bahmer	Steinheim-Söhnstetten / DL.	Natalia Hedrich	Tschatali/Csátalja
Reiter Györgyné	Hajosch/Hajós		

**Spenderliste der deutschen Selbstverwaltungen und Organisationen in Ungarn**

<b>Verband der Deutschen SV des Komitates Bács-Kiskun 292.000 Ft</b>	<b>Komitat Bács-Kiskun</b>	Deutsche SV Bácsalmás	Almasch/Bácsalmás
--	----------------------------	-----------------------	-------------------

**Das Ergebnis der bisherigen Spendenaktion „Flusskilometerkarten“:  
26.242.745 Ft (Stand: Mai 2020)**

**Sie können die  
Batschkaer Spuren  
auch im Internet lesen:**

***[www.batschkaerspuren.fw.hu](http://www.batschkaerspuren.fw.hu)***

***Besuchen Sie auch unsere Facebook-Seite, wenn Sie noch zusätzliche Informationen bekommen möchten:***

***[www.facebook.com/batschkaerspuren](http://www.facebook.com/batschkaerspuren)***

**Konnten Sie bei der Einweihung der Ulmer Schachtel  
nicht dabei sein?**

**Hier können Sie sich den Film über das Einweihungsfest ansehen:**

**<http://www.mnamk.hu/ulmer-schachtel/videok>**



### Spenderliste

Da alle unsere Leser unsere Zeitschrift kostenlos bekommen, sind wir auch auf Ihre Spende angewiesen!

**Die Postgebühren können wir leider nicht übernehmen. Bitte überweisen Sie den Jahresbetrag, wenn Sie die Zeitschrift per Post bekommen: In Ungarn: 1000 Ft**

**Nach Deutschland: 30 Euro**

Unsere Kontonummer: OTP 11732033-20003067 **Bácskai Németekért Közalapítvány**

International: IBAN HU80 1173 2033 2000 3067 0000 0000

SWIFT KOD(BIC): OTP VHUHB

Seit Dezember 2019 sind von folgenden Lesern Spenden eingegangen:

Matthias Muth – Baje/Deutschland Peter Stelczer – Schaumar	Verband der Deutschen Selbstverwaltungen des Komitates Bács-Kiskun	Deutsche Selbstverwaltung Baje Ungarndisches Bildungszentrum Baje
---	--	--

### Herzlichen Dank für die wertvolle Förderung!

**Impressum**  
**„Batschkaer Spuren“**  
erscheint viermal im Jahr.

Redakteur:  
**Alfred Manz**

AutorInnen und MitarbeiterInnen der Nummer 60:

Béla Bayer, Robert Becker, Nelu B. Ebinger, Josef Emmert, Robert Essert, Martha Fata, Antal Fiedler, Nándor Frey, Konrad Gerescher, Rosemarie Gerner-Kemmer, Tony Gertner, Enikő Hajós, Melinda Hammer, Ede Herger †, Panna Hollósi, Stefan Ihas, Dr. Monika Jäger-Manz, Andrea Knoll-Bakonyi, Valeria Koch †, Georg Krix, Jürgen Pentz, Stefan Raile, Engelbert Rittinger †, Terézia Ruff, Martin Rutterschidt, Jakob Ternay, Éva Weimert, Schüler/Innen des UBZ

Ehemalige Redaktionsmitglieder:

Wilhelm Busch †, Ludwig Fischer †, Konrad Gerescher †, Ede Herger †,

ISSN 1787-6419

Anschrift: 6500 Baja Duna u. 33

Tel. aus Ungarn 06/79/520 936

Tel. aus Deutschland 0036/79/520 936

E-Mail: [alfredmanz@gmail.com](mailto:alfredmanz@gmail.com)

**Herausgeber: Gemeinnützige Stiftung für die Ungarndeutschen in der Batschka**

Unterstützung:

Deutsche Selbstverwaltung Baje, Ungarndisches Bildungszentrum

Verband der Deutschen Selbstverwaltungen des

Komitates Bács-Kiskun

Druck: Apolló Média Kft.

Baja, Bezerédj u. 9-13. Tel.:+36(70)340-4825, [www.apollomedia.hu](http://www.apollomedia.hu)

**Für Spenden sind wir jederzeit sehr dankbar!**

Kontonummer:

OTP 11732033-20003067

IBAN HU80 117320332000306700000000

SWIFT KOD(BIC): OTP VHUHB

Bácskai Németekért Közalapítvány

Namentlich gezeichnete Beiträge verantworten die Verfasser.

Die Redaktion behält sich das Recht auf Kürzungen und stilistische Änderungen vor.

Unsere Zeitung können Sie auch im Internet lesen:

[www.batschkaerspuren.fw.hu](http://www.batschkaerspuren.fw.hu)

[www.facebook.com/batschkaerspuren](https://www.facebook.com/batschkaerspuren)

### Wir empfehlen

**Deutschsprachiger katholischer Gottesdienst:**

Um 10 Uhr 30 am 1. und 3. Sonntag des Monats in der Innenstädtischen Kirche in Baje/Baja.

**Ungarndeutsche Medien:**

**Neue Zeitung**

Wochenblatt der Ungarndeutschen

[www.neue-zeitung.hu](http://www.neue-zeitung.hu)

**Unser Bildschirm**

Deutschsprachige Fernsehsendung dienstags im Duna TV; Wiederholung: ebenfalls dienstags im Duna World.

**Radio Fünfkirchen**

Deutschsprachige Radiosendung, täglich zwischen 10.00-12.00 Empfang: MW/AM 873 Khz

[www.zentrum.hu](http://www.zentrum.hu) – Informationen über die Ungarndeutschen

**Spuren suchen,  
Spuren  
hinterlassen!!!**

**Die geplante Erscheinung unserer  
nächsten Nummer:**

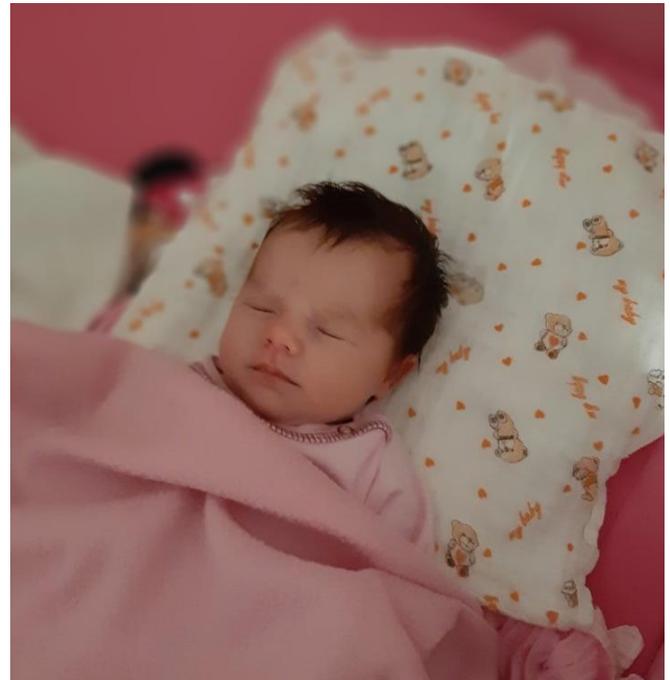
**September 2020**

## Wir gratulieren



Am 30.04.2020 hat **Zsófia Striegl** das Licht der Welt erblickt..

Herzliche Glückwünsche gehen an die Eltern und den dreifachen, stolzen Großvater Stephan Striegl!!!!



**Magdalena Fekter** und **Georg Rutterschmidt** haben am 16.05.2020 ihr 50. Hochzeitsjubiläum (goldene Hochzeit) gefeiert. In der Antoni-Kirche haben sie vor Pfarrer Matthias Schindler ihr Ehegelöbnis erneuert und erneut einander die Treue geschworen.

Herzlichen Glückwunsch und noch viele-viele gemeinsame Jahre wünschen die Familienmitglieder und die ungarndeutsche Gemeinschaft in Gara und Baje.



### WAS HABE ICH VON DEN UNGARNDÉUTSCHEN BEKOMMEN?

Ich bin väterlicherseits Ungarndeutsch und es ist für mich eine Ehre. Meine OMA spricht mit mir noch heute **SCHWÄBISCH**, die **LIEBE ZUR SPRACHE** spielt bei uns eine bedeutende Rolle. Ich habe fast jedes Jahr an dem **LANDESREZITATIONS-WETTBEWERB** in der Kategorie **MUNDART** teilgenommen.

In meinem Herz war immer Stolz, dass ich die schwäbischen **TRADITIONEN** weiterpflege. Ich war eine von 4 Jugendlichen die den **VALERIA KOCH PREIS** gewonnen haben – das war für mich eine **BESTÄTIGUNG**, dass ich etwas gut mache. Das schwäbische **IDENTITÄTSBEWUSSTSEIN** begleitet mich durch mein Leben!

NATI • 20 • ABITURIENTIN  
TSCHATALI / CSÁTALJA

Lenau ife Institut für Auslandsbeziehungen

*Was habe ich von den Ungarndeutschen bekommen?*

*Eine Kampagne des Lenau Hauses auf Facebook*

(Fortsetzung auf der letzten Seite.)

*Quelle:  
<http://lenau.hu/de/was-habe-ich-von-den-ungarndeutschen-bekommen>*

# Was habe ich von den Ungarndeutschen bekommen?

Eine Kampagne des Lenau Hauses auf Facebook

## WAS HABE ICH VON DEN UNGARNDÉUTSCHEN BEKOMMEN?

Das wichtigste, was ich von den Ungarndeutschen bekommen habe, ist das **IDENTITÄTS-BEWUSSTSEIN**, dass ich weiß, woher ich eigentlich stamme. Denn väterlicherseits bin ich Schwabe. Außerdem mag ich sehr die **SCHWABENBÄLLE**, denn sie bieten uns, ungarndeutschen Jugendlichen eine Chance, das Gefühl der **ZUSAMMENGEHÖRIGKEIT** zu bewahren. Dadurch entstehen viele **FREUNDSCHAFTEN** und auch wichtige **KONTAKTE**, die man im späteren Leben gut nutzen kann. Der Schwabenball ist auch mein Lieblingsbrauch, da er sowohl traditionelle als auch amüsierende Elemente hat.

Alle sollen über die Ungarndeutschen wissen, dass sie **NETT** und **HILFSBEREIT** sind, auch wenn das nicht immer so scheint.

Lenau ife Institut für Ausländische Sprachen



BOTOND • 18 • ABITURIENT  
BAJE / BAJA

Foto: Zentrum.hu - Laszli Spengler

## WAS HABE ICH VON DEN UNGARNDÉUTSCHEN BEKOMMEN?

Meine absoluten Lieblingsprogramme sind immer die **SCHWABENBÄLLE**, die jedes Jahr stattfinden. Alle sind dabei, jeder hat immer gute Laune und **ES TANZT DIE GANZE STADT** – Lehrer/innen, Schüler/innen, Klein und Groß – zusammen.

Viel **LIEBE**, großer **ZUSAMMENHALT** und natürlich die schöne **VOLKSTRACHT** muss ich unbedingt als das erwähnen, was jeder von den Ungarndeutschen wissen soll. Und noch etwas: jeder muss einmal in seinem Leben etwas typisch **UNGARNDÉUTSCHES ESSEN**.

Lenau ife Institut für Ausländische Sprachen



LILLA • 21  
VETERINÄRMEDIZINSTUDENTIN  
BAJE / BAJA • WIEN / BÉCS

## WAS HABE ICH VON DEN UNGARNDÉUTSCHEN BEKOMMEN?

...es ist schwer in Worten zu erfassen. Als wir mit meiner besten Freundin zuerst in Baja angekommen sind, haben wir uns gleich bei der Chorleiterin gemeldet. Sie hat uns mit dem Klassenleiter die **BUNTE KULTUR** der Ungarndeutschen gezeigt. In den nächsten Jahren hatten wir viele **AUFTRITTE**, wo wir in **TRACHT** ungarndeutsche **VOLKSLIEDER** aus vollem Herzen gesungen haben. **ABGEDREHT!** wurde mit 4 Filmen unser festes Projekt, wir haben die **GESCHICHTE** der Ungarndeutschen gelernt und **WURDEN TEIL** dieser **GEMEINSCHAFT**.

Als ich meine Erlebnisse zu Hause erzählt habe, stellte sich heraus, dass meine **URGROSSMUTTER** mütterlicherseits Ungarndeutsche war und dass meine **OMA** väterlicherseits nach dem 2. Weltkrieg als Ungarin aus der Slowakei vertrieben wurde und in einem Haus leben musste, aus dem früher Ungarndeutsche vertrieben wurden. Deswegen hat der 19. Januar eine besondere Bedeutung für mich. Ich habe **WURZELN GEFUNDEN**, von denen ich nicht wusste und ich bin dankbar dafür!

Lenau ife Institut für Ausländische Sprachen



BLANKA • 24  
KUNDENBERATERIN  
BEI EMIRATES  
DUNAUJVÁROS

## WAS HABE ICH VON DEN UNGARNDÉUTSCHEN BEKOMMEN?

Ich habe meine Schule ausgewählt um **PERFEKT DEUTSCH** zu lernen, aber ich habe das **Hundertfache** bekommen – vor allem eine **ZWEITE FAMILIE**. Neben Hochdeutsch konnte ich die **SCHWÄBISCHE SPRACHE** kennenlernen. Mit meiner Freundin haben wir viele schwäbische **VOLKSLIEDER** gelernt und bei mehreren ungarndeutschen **MUSIKWETTBEWERBEN** Preise gewonnen. Mit meiner Klasse haben wir dreimal am **ABGEDREHT!** Filmfestival teilgenommen, was unsere Klasse sehr gestärkt hat. Dank meiner Schulle habe ich meinen **FREUND** vor 7 Jahren, in einem **GJU-CAMP** kennengelernt. Durch das Erleben der schwäbischen **TRADITIONEN** in Wemend – wie z.B. das **„WINSCHEUCH“**, die Begrüßung des Neujahrs, die ich mit der Familie meines Freundes immer mitmache – **FÜHLE ICH MICH** schon ein bisschen **WIE EINE SCHWÄBIN**. Es ist mir sympathisch, **MIT DEN KLEINEN KINDERN SCHWÄBISCH** zu **SPRECHEN**, denn so leben Tradition und Sprache weiter.

Lenau ife Institut für Ausländische Sprachen



ANNA • 24  
MARKETING MANAGERIN  
DUNAUJVÁROS